Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 32 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 7. August 1908

Bismarck.

Man saß in Versailles und war, nach all dem Geschäftsärger, wie gewöhnlich heiter beim Mahle. Am Tage vorher hatte Graf Berchem die erfreuliche Kunde gebracht, daß die bayrische Kammer mit mehr als der nöthigen Zweidrittel-Mehrheit ihre Zustimmung zu den Versailler Verträgen gegeben habe. Voigts-Rhetz, Fürst Putbus, der bayrische Gesandte, Abeken, der unermüdliche Mann mit dem „unerschöpflichen Phrasensack", und das unvermeidliche Büschlein saßen dabei, und Alles war guter Dinge. Man ließ den König von Bayern leben, „der die Sache doch eigentlich zu gutem Ende gebracht hat"; sprach vom letzten Ausfall aus Paris, der den Rothosen viel blutige Köpfe und eine Schlappe verschafft hatte; vom nahen Kapitulationstermin, der hübschen Madame Cordier, die sich an der Brücke von Sèvres wichtig zu machen versuchte, und saß endlich — man war unter Deutschen — bei der Untersuchung über den Unterschied fest, der in den Titulaturen „Deutscher Kaiser", „Kaiser von Deutschland" und „Kaiser der Deutschen" liege. „Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, erzählt Moritz Busch, fragte der Chef, der bisher zu der Debatte geschwiegen hatte: ‚Weiß Einer von den Herren, was auf Lateinisch Wurscht heißt?' Farcimentum, erwiderte Abeken. Farcimen, sagte ich. Chef, lächelnd: Farcimentum oder farcimen, einerlei. Nescio quid mihi magis farcimentum esset. Der Chef, dem der Titel des künftigen Reichspräsidenten Wurscht war, hieß Otto von Bismarck. Es ist derselbe, den, trotz Lorenz, böse Zungen noch immer der Hauptschuld an der Reichsgründung bezichtigen und der Tod nicht aus dem deutschen Leben zu drängen vermochte.

Zehn Jahre schlummert er jetzt in seines Sachsenwaldes Schatten und ist uns ein mit seinem Urtheil doch stets noch gegenwärtiger Lehrer, zu dem die Besten unter uns pilgern, wenn die Noth der Stunde schreckt und die Bängnis vor Werdendem um unser Hausthor schleicht. Wie manchen Wechsel der Zeit sah er mit an, wie manchen hat er selber mit mächtiger Hand geschaffen! Als er ins politische Leben trat, hatten die Romantiker das große Wort: auf dem Katheder und in der Vereinskneipe, auf der Parlamentstribüne und auf dem Thron. Jeder träumte seinen Traum

von Deutschlands Zukunft, Kraft und Größe, und keiner achtete, wie hart im Raume sich die Interessen und Dinge stießen, die in Reden und Gedanken sich so leicht und friedlich verkuppeln ließen. Das schöne Wort wurde dieser Zeit zur schönen That; und dieser Thaten war die Zeit reich; denn nicht fürs alte Rom allein schrieb Tacitus den Satz: Virtutes isdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur. Als eine Deputation des „Redeübungvereins von San Paolo Frankofurziano" Friedrich Wilhelm dem Vierten die deutsche Kaiserkrone anbot, schrieb der gekrönte Phantast, der den Weihrauchduft am Geschenk vermißte, seinem lieben Bunsen: „Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, gottlob, nicht bösesten des Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottesgnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen?" Farcimen? Schon hatte der Mann, der die neue Krone für das Haupt der Hohenzollern schweißen sollte, der Weg des bekenntnisseligen Schreibers gekreuzt, hatte schon erkannt, daß zur Schaffung solchen Werkes mehr als wohlgesetzte Reden gehörten. Doch des Recken Zeit war noch nicht erfüllet. Der König hielt ihn verwendbar nur für „Zeiten, in denen das Bajonett schrankenlos waltet", und Bismarck selber mied ängstlich fast die Möglichkeit, sich unter einem Mann in ein verantwortliches Amt drängen zu lassen, der nur „auf halben Wegen und zu halben Zielen mit halben Mitteln zauderhaft zu streben" wußte. Sich nicht im Kampf um ein großes Ziel, sondern im Dienste allerhöchster Launen verbrauchen zu lassen, war des Märkers Sache nicht, und die Kunst zu warten, bis die Gunst des Augenblicks langem Streben Erfüllung verhieß, war das Stärkste mit an diesem Starken. „Die Ministerstellung, schrieb er vierzig Jahre später, lag damals außerhalb meiner Wünsche. Ich war überzeugt, daß ich dem Könige gegenüber als Minister eine für mich haltbare Stellung nicht erlangen würde. Er sah in mir ein Ei, das er selbst gelegt hatte und ausbrütete, und würde bei Meinungsverschiedenheiten immer die Vorstellung gehabt haben, daß das Ei klüger sein wolle als die Henne. Daß die Ziele der auswärtigen preußischen Politik, welche mir vorschwebten, sich mit denen des Königs nicht vollständig deckten, war mir klar, ebenso die Schwierigkeit, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Anwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppen-Einflüsse politischer Intriganten, wie sie von den Adepten unsrer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten in dem regierenden Hause, sogar bei dem strengen und hausbackenen Friedrich Wilhelm I. Zutritt gefunden haben — pharmacopolae, balatrones, hoc genus omne. Die Schwierigkeit, gleichzeitig gehorsamer und verantwortlicher Minister zu sein, war damals größer als unter Wilhelm dem Ersten". Dessen Ruf, als aus dem Stellvertreter und Regenten der König geworden war, nicht lange auf sich warten ließ. Inzwischen war der Junker (dem Friedrich Wilhelms Wort: „Der Liberalismus ist eine Krankheit, gerade wie die Rückenmarksdarre", gewiß mehr als Josias Bunsen gefallen hätte) in dem Jahrzehnt, das ihn in Frankfurt erst, dann in Petersburg sah, zum Diplomaten geworden. Zu einem, wie die Briefe an Polte Gerlach und Schleinitz, die Urteile über die handelnden Staatsmakler jener Zeiten zeigen, der um seines Riesenschädels Höhe über das Gewimmel der Herrn

Confratres ragte. Und dabei, ohne unwahr zu werden, schreiben durfte: „Ich habe vom dreiundzwanzigsten bis zweiunddreißigsten Jahre auf dem Lande gelebt und werde die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, nie aus den Adern los, nur halbem Herzen bin ich bei der Politik.“ Doch bald stand er mit beiden Beinen in der Arena und schuf, was nur er zu schaffen vermochte.

1862. Als jede Möglichkeit, aus dem zwischen Regierung und Landtag ausgebrochenen Konflikt mit Ehren herauszukommen, für die Krone geschwunden schien, und Wilhelm der Erste, der auch im Sohn einen Gegner fand, sich bereits mit Abdicationgedanken trug, brachte Roon seinen Bismarck in Vorschlag. „Am 20. September in Berlin angelangt, wurde ich zum Kronprinzen beschieden. Den Eindruck, den die Thatsache meiner Audienz gemacht hatte, ersah ich zunächst aus der Mittheilung Roons, daß der König mit Bezug auf mich zu ihm gesagt habe: ‚Mit dem ist es auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen‘. Die Tragweite dieser Aeußerung wurde mir nicht sofort verständlich, weil ich nicht wußte, daß der König sich mit dem Gedanken der Abdication trug und voraussetzte, daß ich davon gewußt oder etwas vermutet hätte, und mich deshalb mit seinem Nachfolger zu stellen gesucht habe. In der That war mir jeder Gedanke an Abdication des Königs fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde, und die Situation wurde mir erst klar, als Seine Majestät sie ungefähr mit den Worten präcisirte: ‚Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Unterthanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Majorität des Landtags regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdicationsurkunde, durch die angeführten Gründe motiviert, bereits entworfen.‘ Der König zeigte mir das auf dem Tische liegende Actenstück in seiner Handschrift, ob bereits vollzogen oder nicht, weiß ich nicht. S. M. schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könnte er nicht regieren. Ich erwiderte, es sei Seiner Majestät schon seit dem Mai bekannt, daß ich bereit sei, in das Ministerium einzutreten, ich sei gewiß, daß Roon mit mir bleiben werde, und ich zweifelte nicht, daß die weitere Vervollständigung des Cabinets gelingen werde, falls andre Mitglieder sich durch meinen Eintritt zum Rücktritt bewogen finden sollten. Der König stellte nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Militär-Reorganisation einzutreten, und nach meiner Bejahung die weitre Frage, ob auch gegen die Majorität des Landtages und deren Beschlüsse. Auf meine Zusage erklärte er schließlich: ‚Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdicire nicht!‘ Am 23. September lehnte die Kammer die Regierungsvorlage mit dreihundertacht gegen elf Stimmen ab, am 24. erhält von der Heidt die erbetene Entlassung, wird Prinz Hohenlohe vom Vorsitz im Staatsministerium entbunden; und Otto von Bismarck übernimmt die Leitung des Ministeriums. Preußens Geschick ruht in den Händen des größten Sohnes, den je die Mark den Hohenzollern schenkte. In einem offenen Brief an den Kronprinzen aber seufzte der Abgeordnete Müllensiefen in wortreicher Wehmuth: „Königliche Hoheit! Vermögen Sie es, so wehren Sie ab unausbleiblichem Verderben, so wehren Sie ab, daß das geheiligte Haupt Seiner Majestät nicht auch mit Kummer in die Grube fahre; und das wird es so unzertrennlich von dem eingeschlagenen Wege, als die Wirkung von ihrer Ursache unzertrennlich ist. . .

Ein glücklich Volk, dem schon der Name seines Königs die Pulse wärmer schlagen macht! Und dieses Volk, wie hing es ihm noch an im letztverflossenen Jahre? Mit ganzer Lieb' und Treue, opferwillig wie je ein Volk. Dies leugnen, heißt lügen, heraus aus schwarzer Seele, voll selbstsüchtiger Hintergedanken, — heißt die Wahrheit verraten und die Rolle einer Natter spielen, die unter Blumen schleicht. Mein Haupt zum Pfande, daß ich die Wahrheit sagte!"

Was Bismarck, der Handlanger, seit jenem Tag dem König war und wurde, weiß die Welt. Die heute auch die Kämpfe kennt, in denen der neue Ministerpräsident seine Stellung zu sichern, sein Haupt zu wahren hatte. Ueber die Periode des Conflikts herrscht in der Historie kaum mehr ein Streit; nur Parteiapologeten und gefürstete Waschweiber tragen mit säuerlicher Miene noch biedermännische Zweifel vor, fragen, ob sich der Mann (den den „Vater aller Verschlagenheit", den „fürchterlichsten Journalisten, den die Welt je gesehen hat", zu nennen, den edlen Oscar von Klein-Hattingen keine Scham zurückhielt) auch nie im Mittel vergriffen habe, der gegen rings sich verbindende Feinde stand. Der orthodoxeste Landtag, den unsre ohnedies nicht allzu rühmliche Parlamentsgeschichte kennt, die dem König Nahen und Nächsten, in London und Petersburg beamtete, sich persönlich verletzt fühlende Eitelkeiten fanden sich in der Gegnerschaft vereint. „Auf Schritt und Tritt, sagt Friedjung, bekämpfte der Kronprinz den leitenden Minister, der zugleich den Kampf gegen Oesterreich und gegen das preußische Abgeordnetenhaus durchzufechten hatte. Was sich damals in dem gewaltig zürnenden Mann an Bitterkeit gegen das Haus des Kronprinzen ansammelte, sollte der künftige Kaiser Friedrich III. im Leben wie im Tode erfahren. Nur Einer war es, der, wenn auch zögernd, seinem Willen den Arm bot, aber dieser Eine war der König." Der König freilich nur noch war, weil Bismarck ihm die Abdication erspart hatte; sich aber dankbar erwies und in der Schlichtheit seines Charakters wiederum Garantien bot, die allein dem treuen Diener die Möglichkeit einer Durchführung seiner Pläne schufen. Das ist oft gesagt und bleibt trotzdem wahr. Und bald waren die Beiden in einer Weise verbunden, die Manchem unbegreiflich erschien. An Versuchen der Trennung hats nicht gefehlt, und noch 1866, als, nach Roons Wort, die „Coburger Manscherei" losging, wurde am Sturz des Unbequemen mit Eifer gearbeitet. „Man war, schreibt Graf Vitzthum am 18. Mai aus London, unter dem Eindruck, Graf Bismarck übe auf seinen Monarchen einen persönlichen Zauber aus, der schwinden werde, falls es gelänge, den Minister aus Berlin zu entfernen. Alle von London und Petersburg aus bisher versuchten Bemühungen, die Gunst zu erschüttern, der sich Bismarck allerhöchsten Orts erfreute, waren vergeblich gewesen. Bin ich recht unterrichtet, so kam Fürst Gortschakoff zuerst auf den Gedanken, einen Kongreß in Scene zu setzen, lediglich um den preußischen Monarchen zu isoliren. Der Plan war: am Tage, an welchem man telegraphisch von der Abreise Bismarcks nach Paris unterrichtet sein würde, einen Adjudanten des Zaren nach Berlin zu senden mit einem kaiserlichen Handschreiben, in welchem Alexander seinen Oheim beschworen haben würde, die Abwesenheit Bismarcks zu benutzen, um diesen zu entlassen." „Daß, fügt von Zwiedineck-Südenhorst hinzu, eine ähnliche Pression von London ausgeübt werden sollte, und daß das preußische Kronprinzenpaar seine Hände dazu bieten sollte, stimmt mit allen Nachrichten, die wir aus dessen Umgebung besitzen; auch mit der Behauptung Roons, daß die Frau Nichte des Schützenherzogs den eitlen Ohm, der von ihr adorirt wird, zu Briefen nach Wien und Berlin veranlaßt hat." Die sauberen Plänchen scheiterten, schafften

dem Kanzler aber manchen verdrießlichen Tag, manche Hemmung im Dienst und nahmen auf Wochen oft die Freude der Arbeit fort. Dazu die Friktionen in der Kammer, die an den Nerven kaum weniger zerrten. „Halten wir nun heute, was der neue Minister vom 29. September 1862 an gesagt und gethan hat, mit der Aufnahme zusammen, die ihm im Abgeordnetenhaus und in der gesammten öffentlichen Meinung zuteil geworden ist, so entdecken wir, welches das schlimmste Verhängnis ist, mit welchem ein Staatsmann zu ringen haben kann. Es ist nicht der Haß; der kann verwunden und überwunden werden. Es ist nicht der Widerspruch, denn den kann man mit Gründen entwaffnen, und auch nicht der Widerstand, denn der ist mit Gewalt zu brechen. Nein, es ist das Mißtrauen, der Argwohn, gegen den kein Kraut gewachsen ist. Denn er verdreht dem Redenden das Wort im Munde, er fälscht, vergiftet den Eindruck jeder, auch der besten That, weil er hinter jeder meuchlerische Absicht wittert, er macht das unschuldigste Herz zur Mördergrube, er verzerrt jedes Antlitz und vereitelt jede Möglichkeit der Verständigung. Wir Aelteren — ich citire aus Onckens „Zeitalter des Kaisers Wilhelm“ —, die wir vier Jahre lang abhängig von der Parteipresse (und es gab in der Tagespresse damals nur eine Partei, die der Gegner Bismarcks) unter dem Banne dieses Fanatismus des Mißtrauens und der Verdächtigung gestanden haben, wir trauen heute unsern Augen nicht, wenn wir die Reden des Ministerpräsidenten von Bismarck, der Minister von Roon und Graf Eulenburg im vollständigen Urtext lesen, von denen damals nur abgerissene und dadurch in ihrem Sinn entstellte Fetzen durch die Blätter verbreitet worden sind; wir begreifen gar nicht mehr, wie sich ein ganzes Volk, das Volk der Dichter und der Denker, hat zu dem Aberglauben fanatisieren lassen, in diesen Reden habe sich ganz deutlich die Absicht des Staatsstreichs, des Rechts- und Verfassungsbruchs angekündigt, und dieser Aberglaube war es ja, der die ganze Nation zur Parteinahme gegen Bismarck zwang. Und doch geschah mit diesem Aberglauben gerade diesem Minister das bitterste Unrecht.“

Bei diesen trüben Zeiten etwas länger zu verweilen, schien mir grade heute nicht ganz unnütz. Nur allzu willige Helfer hat die von hoher Stelle protegierte Handlangerlegende gefunden, betitelte und unbetitelte, und gegen die gefährlichen Conspirationen, die auf spätere Tage hoffen, wollen wir Jüngeren uns bei Zeiten wappnen. Noch sind von den pseudoliberalen Denkwürdigkeiten erst die harmloseren ans Licht getreten. In Nord und Süd, diesseits und jenseits des Kanals schlummern in Truhen Hochgeborner noch Hinterlassenschaften, und die „Coburger Manschereien“ finden nur allzu leicht wissenschaftlich geschulte Geburtshelfer. Sie haben dem Schaffenden das Leben vergällt, den Toten sollen sie uns ja unbefehdet lassen.

1866, 1870 und 71 kamen und mit ihnen kam die Verwirklichung langer Sehnsucht, die Wahrwerdung jenes Traumes, der, nicht still, einst in der Paulskirche geträumt worden war. Sein Antheil an dieser Fügung des Geschickes ist heute nicht mehr umstritten. Zu laut zeugt der majestätische Bau für seinen Schöpfer, zu mächtig zittern selbst in uns Jungen noch die Thaten der Väter nach, die er, wie sie erst sich auch sträuben mochten, zu so großem Ziele geführt hat. „Eine große Zeit, hat Paul de Lagarde gesagt, erweist sich dadurch, daß die Blinden zu sehen, die Tauben zu hören, die Lahmen zu gehn anheben.“ Solche Zeiten hat ihnen der wundervolle Mann geschenkt; und in ihnen uns. Hat, hundert Jahre nach dem alten Fritzen, Preußen zum zweiten Mal zur Großmacht erhoben und aus der po-

litischen Spottgeburt, die ein halbes Jahrhundert hindurch der Hohn der europäischen Cabinette war, die stärkste und, solange er am Steuer hielt, einflußreichste Großmacht der alten Welt geschaffen. Hat den im Ausland gründlich verachteten Duodezregenten, die oft genug von allen fremden Höfen die Erfüllung ihrer Fideicommiswünsche erflehten und munter, ohne Herzensbeklemmung, gegen den Herrn Confrater von nebenan intriguirten, die Haltung der Würde wieder gelehrt. Hat für das monarchische Princip und die deutschen Dynastien mehr gethan, als je ein Staatsmann alter und neuer Zeit. Und muß drum wehrlos erdulden, daß an seinem Grabe sich alte Klatschbasen erzählen, sein Sturz sei aus dynastischen Interessen Nothwendigkeit geworden. Die Geschichte zeigt uns keinen Helden, der so viel für seinen angestammten Herrscher geleistet und so sorgsam zugleich das persönliche Hörigkeitsverhältnis geachtet hätte, wie Bismarck; nicht die deutsche, nicht die fremde. Wilhelm der Erste, der Schweigsame, hats oft, ohne den Schwulst höfischer Phraseologie, in seiner schlichten, altväterlichen Art anerkannt. „Ihr Name, schrieb er ihm am 22. Februar 1869, stehet in Preußens Geschichte schöner als der irgend eines Preußischen Staatsmanns. Den soll ich lassen? Niemals . . Mein größtes Glück ist es ja, mit Ihnen zu leben und immer fest einverstanden zu sein." Und in dem Buch, das der Fürst „den Söhnen und Enkeln zur Lehre für die Zukunft" hinterließ, findet der Leser das, in Voraussicht kommender Niedrigkeit entstandene, abwehrende Wort: Es ist eine Eigenthümlichkeit royalistischer Gesinnung, daß ihren Träger, auch wenn er sich bewußt ist, die Entschließungen des Königs zu beeinflussen, das Gefühl nicht verläßt, der Diener des Monarchen zu sein." Doch die alberne Mär, die auch der kleine Chlodwig natürlich (was nicht?) mit der eindrucklosen Monotonie seines asthmatischen Seelchens wiedergiebt, fand gläubige Gemüther. „Im Orient, sagt Ranke in seiner Geschichte des Wallensteiners, ist es fast die Regel, daß große Kriegsführer mit dem Fürsten, dem sie dienen, wieder in Streitigkeiten gerathen und die Macht desselben bedrohen, gefährden, an sich reißen. Die ganze Geschichte des Khalifates beruht darauf. Auch im Occident kommen, obwohl das erbliche Fürstentum daselbst fest begründet ist, häufig noch Analogien dieser Entzweiungen vor. Denn zwischen den Ansichten einer erblichen Gewalt, welche eine unvordenkliche Vergangenheit mit der fernsten Zukunft zu verbinden trachtet, und den Wünschen und Entwürfen eines Kriegführers, dem nur die Gegenwart gehört, und der sich in derselben geltend machen will und muß, besteht ein natürlicher Widerspruch." Kriegführer und Staatsmann: ists nicht eine Kumpanei? Wer da einsetzt, kommt fast immer ans gewünschte Ziel; siehe das Schicksal Eberhard Danckelmanns und des Connetable du Guesclin, Carmagnolas und Pescaras, Birons, Albas und des Grafen von Essex. Und der Hausmeier Pippin ist noch immer der Cauchemar aller Gekrönten. Auch hatte der alte Machiavellist aus der Altmark fraglos seine Fehler. „In Worten, vor denen sich seine Zeitgenossen zuerst entsetzten, wies er auf den Kern politischer Größe, auf Waffen und Bündnisse hin; ‚Blut und Eisen' betrachtete er als die Bindemittel der uneinigen Stämme Deutschlands. Seine Empfänglichkeit für moderne Ideen, die durch kein Vorurteil gehemmt wurde, war unerschöpflich; sie wurde noch überboten durch die Freiheit, mit der er sich über sie hinwegsetzte. So beunruhigte und verwirrte er zuerst die Geister. Mit der Selbstsucht des Genies schritt er rücksichtslos über diejenigen hinweg, die seinem Fluge nicht folgen mochten. Der Reihe nach benutzte er alle Parteien, alle europäischen Staaten, um durch sie die Größe des Reiches zu begründen. Napoleon der Dritte,

Rußland, Oesterreich waren zeitweise die Förderer seiner Pläne oder seine Gegner. Er war ein ‚guter Hasser' und zertrat manchen Feind, den er niedergeworfen hatte; selbst aus unbedeutenden Anlässen brach er in Hohn und Zorn aus gegen seine Gegner." So urtheilt Friedjung; und weiß, daß er der Größe des auch von ihm Verehrten nicht schadet, wenn er sein Menschliches menschlich sieht und schildert. Immerhin: für das im Dämmerschein der Lakaienstuben erwachsene Höflingshäuflein gabs Punkte genug, wo der Manchem Lästige verwundbar scheinen konnte. Und der Vorwurf des Egoismus blieb von den Großen noch Keinem erspart. Das ist weiter ja auch nicht wunderbar. „Große Menschen, schrieb schon Hegel, haben gewollt, um sich zu befriedigen, nicht um andre. Die großen Menschen in der Geschichte aber sind die, deren eigne particularen Zwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist. Deshalb folgen die andern diesen Seelenführern, denn sie fühlen die unwiderstehliche Gewalt ihres eignen, inneren Geistes, der ihnen entgegentritt. Ein welthistorisches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rücksichten zu nehmen, sondern es gehört ganz rücksichtslos dem einen Zwecke an; es muß manche unschuldige Blume zertreten, Manches zertrümmern auf seinem Wege." Und wollen wir Deutsche etwa leugnen, daß Otto von Bismarck ein welthistorisches Individuum war? . . . Jus divinum nulli homini particulari dedit potestatem : ergo dedit multitudini : igitur potestas totius est multitudinis. Mit dem Kampf gegen diesen Satz Bellarmins, des Jesuiten, begann er seine Laufbahn. Und als er im Sachsenwald durch den Abend seines Lebens schritt, mag seinem Empfinden das Wort Marianas, wiederum des Jesuiten, nicht allzu fern gelegen haben: Ex imbecillitate et indigentia hominum civilis societas nata est. Adjuncta est regia majestas.

Dem sechsundzwanzigjährigen Wallenstein hat, vor fast genau dreihundert Jahren, Johannes Kepler das Horoskop gestellt. Schroff standen Saturn sich und Jupiter in der Geburtsstunde gegenüber. „Du bist, sprach der Württemberger, zu Hohem berufen. Unruhvoll ist Dein Gemüth und trächtig nach Neuerungen. Die Wahl Deiner Mittel wird die Welt überraschen. Deiner Feinde werden viele sein und mächtige, doch wird der Sieg fast immer sich nach Deinem Haupte neigen." Ueber Bismarcks Scheitel flammte nicht der wechselreiche Flackerschein Saturns, leuchtete nicht die mächtige, Alles überstrahlende Scheibe Jupiters. Doch dreißig Jahre stand er im milden, stetigen Licht einer Gnade, die von einem König kam, der ein Charakter war.

Karl Schnitzler.

„Der jähe Sturz des Ministers erregte weithin im Reiche und im Auslande das größte Aufsehen. An den meisten Stellen wird man an das Vorhandensein irgend einer schwer belastenden Schuld geglaubt haben; nach unserer jetzigen Kenntnis kann man den König nicht von dem Vorwurf häßlicher Undankbarkeit und charakterloser Schwäche, die in brutale Härte umschlug, freisprechen."

Ueber den Sturz Eberhards von Danckelmann: Erdmannsdörffer, „Deutsche Geschichte 1648—1740", Band II.

Der Humor in der englischen Poesie.

Von Karl Bleibtreu.

Goethe sagt anläßlich Byrons Don Juan, daß die Engländer im Gegensatz zu den Deutschen eine ausgebildete „komische Sprache" besäßen. Was er damit meinte, bleibt unverständlich. Denn es ist zwar gang und gäbe, in der britischen Literatur ein besonderes Vorwalten des Humors vorauszusetzen, das beruht aber auf gründlichem Irrtum. Das Heitere spielt in der französischen Schrifttumentwicklung eine Hauptrolle, in der englischen durchaus nicht. Im Grunde kann man nur Dickens und allenfalls Fielding Humoristen nennen, Sterne nur im Sinne unseres Jean Paul, während Swift und Smolett als gallige Satiriker und Thackeray als beißend witziger Sittenschilderer mehr Persiflage als Humor aufbieten. Das gleiche gilt von Shaws heutigen Bosheiten. Damit, daß Scott, Bulwer und andere in ihre Romane humoristische Gestalten einflechten, läßt sich doch kein besonderer humoristischer Stil begründen, ebenso wie man Shakespeare keinen Humoristen nennen wird. In der Poesie vollends, wovon Goethe hier redet, ist uns von einer reichhaltigen heiteren Gattung nichts bekannt. Während unter den zahllosen modernen Erzählungen, wie sie den englischen Büchermarkt füllen, nur hier und da ein komisches oder satirisches Produkt auffällt und nur einiges von Kipling, sowie die Drolligkeiten von Jerome unter den Begriff des Humors fallen, hat man in gebundener Rede nur die Ingoldsby Legends voll ziemlich krampfhafter Lustigkeit, die sich nicht entfernt mit den Erzeugnissen unseres Busch messen können, und man muß schon zu Burns zurückgreifen, um lustige Lieder zu finden. Auch bei ihm überwiegt aber durchaus schwermütiger Ernst, der in Wahrheit die ganze britische Literatur beherrscht, verbunden mit einer Leidenschaftlichkeit und Gemütstiefe, wie sie nicht nur den Franzosen, sondern auch den Deutschen in diesem Grade abgeht.

Verhältnismäßig stärkere Dosis des Humoristischen mischt sich der amerikanischen Literatur. Ein Spaßvogel, wie Mark Twain, der seine ganze literarische Lebenshaltung auf Jux aufbaut, wäre in England unmöglich. Der trockene Yankeewitz kommt häufig in Romanen zur Geltung und in der Poesie mangelt es nicht an ausgeprägt komischen Gedichten. Bret Harte begnügt sich nicht mit Goldgräbersuche nach heiteren und tragischen Gemütsschätzen rauher Arbeiter in Prosanovellen, auch seine wenig bekannten Gedichte (darunter das erschütternde „Flynn von Virginia" im Hinterwäldlerdialekt) enthalten manches dieser Art. Pons verstiegener Mondscheinzauber entging nicht Bret Hartes boshafter Parodie und berühmt, soweit die englische Zunge klingt, wurde seine Mär vom „Heidenchinesen", die wir als Beispiel zitieren wollen*). „Zu bemerken pflege ich, der Weise, daß für dunkele Wege und seltsame Gleise der Heidenchinese bemerklich, was ich hiermit ergebenst beweise. Ah Sin hieß der Gast. Zu verhehlen sei fern: zu dem Namen paßt der Charakter des Herrn. Doch er lächelte sinnig und kindlich, drum hatte auch Bill ihn gern. 's war am dritten Auguste, recht hübsch es sich machte. Erklären dies mußte, warum Sin so viel lachte. Doch spielte er mit uns beiden in Manieren, die ich verachte. Als das Spielchen begann, ‚nahm' Sin ‚eine Hand'. Es war Euchre, der Mann ‚dies gar nicht verstand'. Doch er lächelte über die Tafel so kindlich, wie uns bekannt. Wir mischten das Spiel, mich packte der Schreck. Es verletzt mein Gefühl Bills Aermel, ganz keck vollgestopft mit Assen und Bauern, und zwar zu betrüglichem Zweck. Doch die Würfe, die wählte dieser Heidenchinese, die Points, die er zählte, waren zu skandalöse. Zuletzt warf er auf einen Bauern, den Bill schon ausspielte. Zu böse! Auf Bill da ich blickte. Er sprach, herzbeweglich seufzend, und nickte: ‚Ruiniert uns womöglich wieder Chinas billige Arbeit?' Und er drosch diesen Heiden kläglich. Beim folgenden

*) Alle Uebertragungen rühren von uns selber her. — „Sin" englisch „Sünde", siehe oben

Schrecken spielte ich keine Hand: die Flure sich decken, wie mit Blättern der Sand, mit Karten, die Sin unterschlagen in dem Spiel, das er ‚gar nicht verstand'. Seine Aermel, hübsch faltig, enthielten zehn Pack da. Aus Scham fast enthalt' ich mich so peinlicher Akta. An den Fingern, länglich wie Kerzen, klebte Wachs, sehr natürliche Fakta. Drum zu sagen pflege ich kurz und weise, daß für seltsame Wege und dunkle Gleise der Heidenchinese bemerklich, und ergebenst aufs Obige verweise."

Bemerkenswerter scheint aber, daß selbst der weihevoll lehrhafte Longfellow einer derben humoristischen Ader nicht entbehrt. Von seinen Balladen behandelt ein gut Teil komische Stoffe. ‚Kaiser Karls Schwalbe' entnimmt einer historischen Anekdote eine trauliche Schalkhaftigkeit. „Karls des Fünften Heer einmal mußte um ein Schloß in Flandern, ich vergaß die Jahreszahl, mit der Langeweile Qual unter Schmutz und Regen wandern. Und die Wachen immerzu trotteten in vollem Trab, spanisch Leder war ihr Schuh und war abgenutzt im Nu, herzhaft fluchend auf und ab. Schimpfend wie aus Rand und Band, watete ein solcher Hauf' durch den kotig nassen Sand um des Kaiserzeltes Wand. Sieh, ein Schwälbchen oben drauf! Nur das Weibchen sitzt im Nest, schmuck erbaut aus Pferdehaaren, hergeschleppt aus Ost und West, seinen Federbusch ihm läßt ein Dragoner dafür fahren. Ein Hidalgo wies aufs Zelt und er witzelte nicht faul hier: ‚Diese kluge Schwalbe hält dies für Bauernställe, gelt? hält ihn für ein störrig Maultier.' Hörend wie so wenig zahm solche Meuterer ihn verspotten, halb in Aerger, halb in Scham, leis der stolze Feldherr kam aus dem Zelt zu diesen Rotten. ‚Daß ihr ungestört sie laßt!' rief gar feierlich der Kaiser. ‚Die Frau Schwalbe ist mein Gast, denn ihr Männchen zu e u c h paßt, auszureißen schien ihm weiser.' Wie ein Pfeil fliegt von der Sehne, flog es durch die Lagerstraße. Ueberm Biere die Schnapphähne lachten, lachten bis zur Träne ob des Kaisers gutem Spaße. So ob ihrem Neste wacht hier die Schwalbe sonder Störung, bis die Kanonade macht Bresche und der Wall zerkracht und bestraft ist die Empörung." Eine wirklich gelungene Probe komischer Ballade bietet in den ohnehin humoristisch angehauchten Olafsliedern die schaurige Mär von einem streitbaren Gottesmann und Heidenbekehrer. „Lang von Gliedern anzuschaun, rot die Wange, braun der Bart, starrten nach ihm alle Fraun, als nach Island ging die Fahrt. Sprachen laut: schaut, o schaut, da geht Thangbrand, Olafs Priester! Beten konnt er manchen Spruch, predigte wie Chrysostom, er zitierte wie ein Buch, war gewesen auch in Rom. Gar schriftgelehrt, ein Recke wert, war der Thangbrand Olafspriester. Ungeduldig, rasch von Mund, trutzig und in stetem Zank, ob er auf dem Markte stund oder beim Gelage trank, wie's nun fiel, fluchte viel Raufbold Thangbrand, Olafs Priester. Länger konnte man im Land ihn nicht dulden, mußte fort, ward nach Island drum gesandt, Heiden zu bekehren dort. Keck dahin sah man ziehn diesen Thangbrand Olafspriester. Ueber ihren Sagas hie hockt das Volk bei Tag und Nacht, doch er liebte gar nicht sie, noch den Sang, den sie gemacht. Reimerei, Träumerei! brummte Thangbrand Olafspriester. Zu dem Bierhaus, wo er saß, kamen Skald und Sagamann. Ist es zu verwundern, daß sie sich zankten dann und wann? Ueberm Ael blickte scheel Saufbold Thangbrand Olafspriester. Alle Leut in Alstafjord priesen ihren Schnee und Strand, prahlten frisch mit einem Wort: Island ist das schönste Land, wo der Tag weilen mag! Laut lacht Thangbrand Olafspriester. ‚Glaubt ihr, daß die Prahlerei einen Nutzen für euch hat? Eine Gans und Weiber drei halten Markt in eurer Stadt.' Jeder Skald haßte bald armen Thangbrand Olafspriester. Sein Gespötte dies vergalt: aufgezeichnet überall eine Kardinalsgestalt mit Holzkohle an den Wall. Drunter stand: ‚Allbekannt ist Narr Thangbrand Olafspriester.' Was er tat, er wußte nichts, schwang wie toll das nächste Beil. Tot vom Schlag des Erzgewichts Veterlid und Thorwald Veil. Heute rot, morgen Kot! murrte Thangbrand Olafspriester. Zog nach Norweg heim erbost mit erbittertem Gemüt: König Olaf, wenig

Trost ist aus Island mir erblüht. Trübe blickt, seufzend nickt frommer Thangbrand Olafspriester."

Derlei humoristische Stücke trifft man so gut wie gar nicht in der englischen Literatur, der solche Yankeebehaglichkeit ganz abgeht. Was also Goethe am ‚Don Juan' als spezifisch Englisch bewunderte, war nur Byrons eigene Originalität. Hier allerdings muß zugestanden werden, daß in der Weltliteratur sich nichts Aehnliches, geschweige denn Ebenbürtiges findet. Rabelais wirkt daneben barbarisch roh, Molière plump, Heine schwächlich, die Nachahmungen in Mussets „Namouna" und Puschkins „Onägin" machen kaum einen Versuch, diese souveräne Genialität homerischen Gelächters anzuschlagen. Schon auf dem Umschlag des Manuskripts als Motto verkündet Byron den Entschluß, sich mit allem Lebenskatzenjammer ironisch abzufinden. „Wie ich heut Blut, Mark, Bangen und Verlangen, o wär ich nur so viel des Staubs alleine, dann wäre das Vergangne doch vergangen, und Zukunft —! Doch ich taumle ja vom Weine, weil wir zu reichlich heut die Becher schwangen, so daß ich auf dem Kopf zu stehen scheine. Ja ja, die Zukunft hat viel ernste Schlingen! Heda, man soll mir Sodawasser bringen." Der bittersten Wehmut paart sich ernüchterter Spott. „Nie mehr, nie mehr, o nimmer sicherlich schließt du, mein Herz, das ganze Weltall ein. Einst All im All, doch heut ein Ding für sich, kannst du mir nie mehr Fluch und Segen sein. Die Täuschungen entwichen hinter dich und unempfindlich wurdest du wie Stein. Nun hast du keine Mieter zur Belohnung! Gott weiß, wo du einst fandest deine Wohnung!" „Ehrgeiz, mein Götze, mußte lang erbleichen vor eurem Altar, Sorge und Vergnügen. Freigebig ließt ihr mir manch Warnungszeichen, um meinen Reflexionen zu genügen. Dem Messinghaupte Bacos zu vergleichen, sprach ich: Zeit ist, Zeit war. In vollen Zügen vergeudet ward mein Schatz, in Leidenschaft mein Herz, mein Hirn in wilder Reime Saft. Philosophie könnt ihr von mir erwerben, denn oft voll Salbung sprach ich: Meiner Treu, was nur geboren wird, das muß auch sterben, Fleisch ist nur Gras und Tod mäht es zu Spreu. Die Jugend war nicht übel und in Scherben müßt' sie doch wieder gehn, käm' sie aufs neu. Dank deinem Stern, daß Schlimmeres nicht gewesen! Nun Börse zu! Und tüchtig Bibellesen!" Unnachahmlich werden die holden Jugendeseleien verspottet. „Die wahre Weisheit mag hierin erkennen erhabenes Sehnen hochgestimmter Seelen, von welchen wir, noch kaum geboren, brennen oder es lernen, nur um uns zu quälen. Ich werde gleich das Ding mit Namen nennen. Solch junger Mensch zum Zeitvertreib sich wählen transzendentales Grübeln früh und spät? Ich sage euch, es ist die Pubertät!" Weibliche Heuchelei brandmarkt grimmiger Hohn: „Die beste, sanfteste der Frauen trug mit solcher Seelenruhe *seine* Leiden, wie Sparterdamen sahn den Leichenzug der Gatten und beschlossen stolzbescheiden, der Witwentrauer sei es nun genug. Sie ließ Verleumdung sich am Opfer weiden, gefaßt in ruhiger Behaglichkeit. Die Welt schrie tiefgerührt: Großherzigkeit!" Die Geschichte ist eine Posse. „Babel war Nimrods Jagdhütte. Sodann ward's eine Weltstadt, weltberühmt in Sagen. Nebukadnezar, dieser große Mann, graste dort wie ein Vieh an Sommertagen. Der Löwenbändiger Daniel begann dem Publikum viel Wunder vorzutragen. Aus Shakespeare kennt ihr Thisbe ja und Pyramis, aus Lästerchronik Frau Semiramis." Der eigene Ruhm ist lachhaft. „Ich hielt mich einst für einen klugen Jungen und wünschte Anerkennung um so dreister. Sie ward mir auch, als ich mich aufgeschwungen, und Toren huldigten mir einst als Meister. Doch Phantasie ist nieder jetzt gerungen, ein gelber Herbst welkt auch im Reich der Geister, auf meinen Schreibtisch schaut die Wahrheit klar: Burleske heut, was einst Romantik war. Wie Knaben sind, so liebte ich das Raufen, doch heute schiede ich so gern in Frieden, der Literatenplebs mag sich verschnaufen. Ob meinen Vers schon heut der Ruhm gemieden, wo noch in meiner Hand die Federn laufen, ob für Jahrhunderte er währt hienieden —

das Gras auf meinem Grab wächst doch gleich lange, zum Nachtwind seufzend, doch nicht zum Gesange. Ich saß ja selber auf dem Narrenthron, als der gereimten Welt Napoleon. Doch Juan war mein Moskau und Faliero mein Leipzig, Kain gar mein Waterloo. Die Bellealliance der Tröpfe unter Zero, ihr Barometer steigt sofort, hoho! Der Leu ist tot, ich falle wie mon héros, ein ganzer Kaiser oder keiner! So! Nun, Judas Southey, werde mir, was weiland war Hudson Lowe. Es gibt wohl noch solch Eiland!" Die Seelengröße ist eine Phrase. „Wie Alexander denke ich vom Essen, daß wir bei ihm und einigen andern Akten nie unsre Animalität vergessen. Wenn Fisch und Suppe unsre Seele packten und Braten und Ragout, kannst du ermessen den Zustand dieser Seele, der vertrackten? Wer mag sich brüsten noch mit Geisteskräften, wenn soviel abhängt von den Magensäften!" Die Poesie ist auch nur ein Handwerk. „Das geht nicht mehr mit dieser Schlepperei, ich bin ja viel zu episch. Beim Kopieren zerschneid' ich diesen Konto drum in zwei. Bekenn' ich's selber nicht, ich könnt's probieren. Schlauberger merken nur, daß dem so sei, und werden's als Verbesserung approbieren. Ich bin ein großer Lehrer der Aesthetik, denn siehe Aristoteles' Poetik!" Religion ist Geschmackssache, die kleine Türkin entrüstet sich über die Kathedrale, wo die Christen nach ihrer Fasson selig werden. „Da anerkannte sie, er wohne gut, als man ihr sagte, dies sei Allahs Haus. Doch daß darin die Nazarenerbrut er duldet, das mißbilligt sie durchaus. Moscheen in der wahren Gläubigen Hut zerstörten die Giaurs und hier als Schmaus für Schweine Perlen weggeworfen, weh! Für Mohammed welch prächtige Moschee!" Der Tod grinst ja auch. „Der Totenschädel lacht. O böses Lachen! Nach solchem Beispiel seines höheren Herrn sollt auch das Leben faule Witze machen über die Nullen, die so froh und gern als Blasen platzen auf dem Meeresrachen. Und unser Meer, wie ist es noch so fern von jener ewigen Sintflut, die da trinkt Sonnen und wie Atome Welten schlingt!" Chauvinismus ist Humbug. „Ich pause wie die Mannschaft der Fregatte, eh sie Breitseiten gibt mit vollen Lagen. Die Wahrheit, die ich auf dem Herzen hatte, Landsleute, werde ich euch gründlich sagen. Ihr leugnet in entrüsteter Debatte? Wir kennen uns. Mein Besen wird es wagen, euch eure Hallen gründlich reinzukehren von Spinngeweben, die wir hoch verehren." Der Mensch ist teils ein Schmutzian, teils ein Kannibale, wie die Schiffbrüchigen, die sich untereinander auffressen. „Den fetten Mat erkor der Fraß zum Ziel, er aber kam dem Heldentod zuvor, weil ihm solch edles Opfer nicht gefiel. Gewichtig war der Grund, den er beschwor. In letzter Zeit da kränkelte er viel, denn ein Geschenk, das nimmer er verlor, verlieh ihm eine Stadt, Cadix mit Namen, durch allgemeine Subskription der Damen." Wie komisch ist das Gottesgnadentum! „Ein heitres Rätsel werde es hienieden, daß man von Thronen ernsthaft je gesprochen, wie Hieroglyphenschrift auf Pyramiden, wie eine alte Welt aus Mammutknochen! Denkt, Georg der Vierte würde ausgegraben, wie staunte wohl ein Zukunftsmensch! Indessen, fragt er, was gab dem Mammut man zu fressen?" Die heilige Allianz und alle Politik ist Schwindel. „Sperr' ein den Kahlkopfzaren Alexander, schiff' aus die heiligen Drei zum Senegal! Lehr' sie, wir tragen gleiche Haut selbander, frag' sie, ob Prügelsuppe ihre Wahl! Sperr' ein jedweden Heldensalamander, der Feuer gratis frißt, wenn Gage schmal. Dem König sperre ab den Prunkpalast ihm, wir steuern nicht Millionen bloß zur Mast ihm. Sperr' ein die Welt und laß das Tollhaus los und staunend wirst du dann vielleicht erkennen: die gleiche Route rollt sich ab famos, wie heut mit denen, die gesund sich nennen. Ich würd's beweisen, wenn euch Menschen bloß ein Talglicht der Vernunft noch täte brennen. Doch ihr seid blind, drum laßt mich ungeschoren, zum Archimedes bin ich nicht geboren." Frömmigkeit ist eine Art Gehirnschwund. „Die Krankheit ist ein braver Glaubensborer: ich bin je kränker, desto orthodoxer. Zuerst kam Gott, doch diesen in der Tat ja bestritt ich nie, auch nicht den Höllen-

bösen. Dann kam die Jungfrau als Immakulata, vom Sündenfall uns drittens zu erlösen. Als viertens ich Dreieinigkeit genaht sah, da war ich schon so fest in allen Thesen, da wünscht ich nur, es möchten vier sich melden, denn drei genügten nicht mir Glaubenshelden." Den Strebern gehört die Welt. „Nicht mit Gewalt kannst du Erfolg ersiegen, drum tue mehr als das: verdien' ihn nicht! Mein Wort darauf, du wirst nicht weniger kriegen. Schmeichle nur deiner Zeit ins Angesicht, gib nach! Denn wer sich treu bleibt, muß erliegen. Stähl' dein Gewissen, wenn zu laut es spricht! Wie Renner oder Boxer beim Trainieren, wird es sich völlig akklimatisieren. Die Perser lehrten guter Dinge drei: den Bogen spannen, Reiten war die Mode und drittens Wahrheit reden. Barbarei! Jungengland ist just nicht ihr Antipode. Sein Bogen trägt sogar der Sehnen zwei*), die Pferde hetzt es gar parforce zu Tode, die Wahrheit — wir sind keine Eisenfresser, doch doppelte Bogensehnen halten besser." Das Leben ist Langeweile. „Frau Eva machte Putz aus Feigenblättern, Mann Adam tauschte für den Pflug sein Eden. Die schlauste Tradition von Kirchenrettern weiß auch nichts mehr von jenen alten Fehden. Den Mann und auch die Frau muß heut zerschmettern der alte Fluch noch, das ist klar für jeden: daß man mit Arbeit muß die Stunden kürzen, um des Vergnügens Langeweil zu würzen. Ah! Was noch folgen sollte, das vergaß ich. Es wäre ja am Ende doch nichts weiter, ein Apropos des Rückblicks nur, durchmaß ich Stufe für Stufe die Gedankenleiter. Ausrufungszeichen, traurig oder spaßig, ist nur dies Leben. Ah und O! Wie heiter! Oder Haha, ein gähnend Pfui und Bah! Das letztere ist wohl das wahrste, ja!" Die Wahrheit verhüllt sich widerspruchsvoll. „Wenn sich die Leute immer widersprechen, warum nicht ihnen ich, mir selber auch, der ich so wahrhaft bin in meinen Schwächen? Doch hier verleumd' ich mich, wie so mein Brauch. Am Zweifler selbst muß sich der Zweifel rächen. Getrübt wird bald der Quelle reiner Hauch. Der Wahrheit Strom in Widerspruchskanälen muß sich die Dichtung als Piloten wählen. Und hier erkläre ich auf meinen Eid: Romane las ich nie, wie ich gesehn sie. Und sagte ich der Welt davon Bescheid, würd' niemand glauben mir, daß so geschehn sie. Romane schreib' ich nicht, es tut mir leid. Wahrheiten? Hinter einem Vorhang stehn sie. Den lüft ich nie, es sähe aus wie Lüge. Ich biete drum nur allgemeine Züge. Seltsam, doch wahr! Nur Wahrheit seltsam ist, weit mehr als Dichtung. Dürft' man sie entfalten, welch Psychologe würd' der Novellist, wie anders würd' das Weltbild sich gestalten, Platz wechseln Tugendzorn und Lasterlist! Was neue Welt! Genug schon mit der alten! Wenn ein Kolumbus der Moraleffekte der Seele Antipoden auch entdeckte! O welche Wildnis würden wir erspähn, in deren Gift die Seele eingetunkt! Eisberge in der Heldenseele Blähn, Selbstliebe drin als Pol und Mittelpunkt! Ja, Menschenfresser, das sind neun von zehn der Herren, deren Größe eitel prunkt. Darf ich das Ding beim rechten Namen nennen, so möchte Cäsar schamrot sich bekennen."

Wenn Goethe meint, Byron schone hier die Sprache so wenig wie die Menschen, so denkt er wohl an die Lazzi, womit Konversationsprosa hier in Reime gezwängt, wie: „Doch wenn auch schon ein mäßiger Theologe und schwach als Metaphysiker auch schon, so unparteilich wie die Richter-Toge in einer Wahnsinnprüfungskommission — als Sachverständiger am Schweinetroge der Politik dozier' ich unserm John Bull. Wie ein Hekla koch' ich, wenn die frechen, die Souveräne die Verfassung brechen. Doch Polizei und Politik sind Dinge, die ich nebst Religion introduziere, damit ich recht viel Mannigfaltigs bringe und tüchtig mit Moral die Räder schmiere und Weisheitskraut der Gans Highlife einzwinge, die ich als feisten Braten euch garniere. Jetzt, jeglichem Geschmack zuvorzukommen, soll uns ein bißchen Spiritismus frommen." Die burschikose „Wurschtigkeit" geht so weit, in spöttischem Plauderton die tiefsten Fragen einzukleiden, mit Saltomortales burlesker Versi-

*) Englischer Ausdruck für Zweideutigkeit.

fizierung. „Eine Gewißheit! Wär sie nur entrissen dem Abgrund der Natur und der Gedanken! Wir fänden wohl den Pfad, den wir vermissen, ob philosophische Systeme schwanken. Eins frißt das andre auf. Denn, wie wir wissen, Saturns Gesprächigkeit rast sonder Schranken. Reicht man ihm Steine, schluckt er sie nicht minder, als wären's seine eigenen lieben Kinder. Doch umgekehrt frühstückt ein solch System: frißt seine Eltern! Schwierige Verdauung! Ich bitte dich, kannst du nach alledem auf etwas bau'n nach reiflicher Beschauung? Besinne dich, eh an den Pfahl bequem du selbst dich schnürst zu innerer Erbauung! Nichts ist so wahr als: traue nicht den Sinnen! Doch woher bessre Zeugnisse gewinnen? Ich selbst weiß nichts und ohne Widerstreit leugne ich nichts, doch räume auch nichts ein. Und was wißt ihr? Nur daß ihr sterblich seid. Und könnt ihr das so sicher prophezein? Vielleicht kommt einst, ein Quell der Ewigkeit, die Zeit, wo nichts wird alt noch jung mehr sein. Der sogenannte Tod ein Fürchtemittel? Und doch verschlafen wir vom Sein ein Drittel . . . Als Berkeley bewies: der Stoff ist nichts, nun, da bewies er — nichts, nicht gerade viel. An Widerlegung freilich ihm gebricht's, weil für den schärfsten Witz er zu subtil. Materie des irdschen Bleigewichts, vertilgen möcht ich dich mit Stumpf und Stil und dann die Welt so gern für Spirit halten — wir leugnen uns und bleiben doch die alten." Den Phantomen Liebe und Ruhm ruft dieser Skeptizismus zu: „Nur euch ist meiner wechselnden Geschichte absichtlich regelloses Liedchen gleich. Nordlicht in Versen, das mit grellem Lichte bescheinen soll der Eiseswüste Reich. Wir sollten weinen, weil wir solche Wichte, doch hoffe ich, es ist kein böser Streich, daß ich nur lache. Denn ich weiß genug, was sind nach allem alle Dinge? Trug!"

Diese Proben genügen wohl, um darzutun, daß hier wirklich ein humoristischer Stil höchster Art meistert, in welchem alles Gallige und Satirische fast durchweg mit jovialer Laune verdaut und zu befreiendem Humor umgewandelt wird. Insofern hätte Goethes Ausspruch richtige Begründung. Doch daß dieser Stil eben nur auf zwei Augen stand und erlosch, als Byrons Augen sich schlossen, zeigt schon die Tatsache, daß trotz weniger täppischer Nachahmungsversuche die Weltliteratur es aufgab, je wieder in gleicher Spur zu wandeln. Man vergleiche das schwerfällige Stolpern Robert Brownings, wo er Humor in Versen herausbeißen will. Die geniale Fähigkeit, Humor in gebundener Rede zu pflegen, ist wahrlich keine britische Eigentümlichkeit.

Gedanken über Religion.

Von Theodor Kappstein.

Altmeister Goethe, der das große Lagerbuch der Welt ist, in dem jeder für jede Situation alles findet, und der wie die Berliner Feuerwehr als das große Mädchen für alles in jeder Verlegenheit als Nothelfer angerufen wird — dieser unerschöpfliche Goethe hat einmal das Wort gesagt: „Uebrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Das soll doch wohl heißen: ich bedarf der Vergangenheit zum Leben und zur Tat, nicht aber zur bequemen Abkehr vom Leben und von der Tat. Dient also das Vergangene dem Leben, so will ich ihm dienen. Alle Pflege der Religion hängt irgendwie mit der Vergangenheit zusammen. Sie ist von der Geschichte nicht abzulösen. Die Kämpfe auf religiösem Gebiet entstehen fast allemal aus dem Zusammenstoß zwischen denen, die das religiöse Verhalten gleichsetzen mit dem Kultus der Vergangenheit, deren pietätvolle Hüter sie sein wollen, und den anderen, die in der Religion selbsttätig sein wollen, Eigenschöpfer, die kein Vergangenes als ihr religiöses Gut begehren, sondern einen gegenwärtigen

Schatz, den sie sich selbst als etwas Neues gewinnen, den sie aus den Tiefen ihrer eigenen Seele ans Licht heben wollen, wie der Bergmann das schimmernde Gold aus dem dunklen Schacht der Erde. Die Kirche als die geschichtlich gewordene Pflegerin der Religion war zu allen Zeiten eine konservative Größe, sie konserviert den überkommenen frommen Gedankenschatz, sie bewacht und deutet das heilige Buch der Väter. Der Priester ist die charakteristische Repräsentanz der Kirche: er ist das stabile Element in der Volksgeschichte, er verbindet die Gegenwart mit der Vergangenheit und zeigt die Kontinuität zwischen beiden. Er will das Herz der Kinder bekehren zu den Vätern, er lehrt die Jungen zwitschern, wie die Alten sungen. Sein feindlicher Bruder und geborener Gegner ist der Prophet, der gleichfalls in keiner Epoche der Religion gefehlt hat. Die Propheten, deren Eigentümlichkeit viel weniger das Orakeln über eine ferne Zukunft als vielmehr das tiefe Verständnis für ihre Gegenwart war, die göttliche Kraft, um sich herum das Große als groß zu erkennen und das Kleine als klein, zu sagen, worin wir alle so blind sind: was die Ereignisse des Tages für unser Leben bedeuten; diese Propheten aller Völker sind das mobile Element. Der Priester beharrt bei dem status quo, er schätzt die Geschichte und prägt sie in feste Formen und Formeln; der Prophet stürmt vorwärts und sieht in allem, das geworden ist und noch wird, nur einen Uebergang, eine Brücke, die auf Neuland führt. Wer von beiden hat recht in der Religion: der die Gegenwart von der Vergangenheit aus bestimmt, oder der sie von der Zukunft her abschätzt? Der Priester oder der Prophet? Der Konsistorialrat oder der Ketzer? Die Kirche oder die Sekte?

Der Kultus der Vergangenheit ist eine Macht; in dieser Macht steckt eine ethische Kraft, das darf niemand bestreiten. Man nehme aus der Erziehung des Menschen und des Menschengeschlechts diesen Vergangenheitskultus heraus, und man hat uns der Geschichte, der Pietät, der Gottheit beraubt. Die Erziehung übermittelt das gesamte Kulturgut, das die Eltern von ihren Eltern überkommen und in ihrem eigenen Leben unter dem Einfluß der Umgebung, ihrer Zeit und ihres Volkes um wenig oder um viel gemehrt haben, dem jungen Nachwuchs; die absterbende Generation vermacht als köstlichstes Erbe der aufsteigenden Generation ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart als Grundlage für die Gestaltung der Zukunft. So weiß sich der einzelne mit dem Ganzen verknüpft, der Neuling mit der Weisheit der Vordern. Wieviel Kraft würde vergeudet werden, wenn jeder genötigt wäre, wieder von vorn anzufangen, anstatt in der Lage zu sein, die Entwicklung seinerseits da fortzuführen, wo das vorangehende Geschlecht sie verlassen hat! Das ist der Segen der Vergangenheit. Die Vergangenheit macht uns groß und klein zugleich. Es muß nicht unbedingt schülerhafte Philistrosität sein, wenn man daran denkt, „wie herrlich weit" wir es schon gebracht haben in der und jener Hinsicht. Auch der religiöse Kultus der Vergangenheit hat diese erziehende Kraft.

Aber hier stehen wir auch bereits am Scheidewege. Der Kultus der Vergangenheit ist allemal dann eine Gefahr, wenn er nicht unmittelbar zum Motiv eigenen Fortschreitens wird. Verkümmert beim Blick auf die Vergangenheit das persönliche Eigenleben, so hat dieser Rückblick damit auch sein Urteil empfangen. In den alttestamentlichen Familiensagen der jüdischen Patriarchen findet sich hierfür ein überaus anschauliches Beispiel. Der Neffe Abrahams, der weltfreudige Lot, muß Sodom verlassen, das für den Untergang reif geworden ist, und soll sich auf dem Berge eine neue Heimat

gründen. Die gottlosen Städte Sodom und Gomorrha gehen in Flammen auf; während Lot rüstig vorwärts schreitet, kann sein Weib es nicht lassen, ihren Blick sehnsüchtig zurückzusenden, weil ihr Herz an der Vergangenheit und deren Gütern haftet. Die Bibel erzählt, diese Frau sei zur Salzsäule erstarrt aus Strafe für ihren Ungehorsam. Der starre Blick auf das, was gewesen ist, der sich nicht losreißen kann, um das Auge frei zu erheben auf das Neue, das werden will, hat in der Tat eine versteinernde Wirkung; er inkrustiert den Menschen. Wer an den Toten hängt, seelenlos und unfruchtbar, wer ihre Leichen als Mumien mit sich herumschleppt, statt die geistige Kraft, die einst in ihnen wirksam war, in das eigene Leben hinüberzuführen und es daran zu steigern, der hört das tiefe Wort des Seelenkenners aus Nazareth: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich des Lebens." Die Natur, die immer recht hat, knüpft stets an das Vergangene und Vergehende an, ohne dabei stehen zu bleiben; sie führt den Frühling herauf aus Herbst und Winter, indem den alten Keimen und dem vorhandenen Samen durch die schützende Kraft der müdegewordenen Wintererde hindurch die Fülle der neuen Gestaltungen entsteigt. Hier ist Pietät und Freiheit im schönsten Bunde. Was gestorben ist, wird abgestoßen, der kräftige neue Trieb aber wächst aus der alten Hülle und von ihr gehütet hervor. Alle Erziehung hat, wenn sie sich recht versteht, den einen Zweck, sich durch sich selbst abzulösen und überflüssig zu machen. Es ist in der Religion nicht anders als im Haushalt der Natur.

Als vor etlichen Jahren der deutsche Kaiser zur Schulreform aufrief, haben wir aus seinem Munde das Argument gehört, die Schule pflege die Geschichte der Gegenwart nicht genug, sie bleibe in der Vergangenheit stecken; er selbst habe im Gymnasium die Weltgeschichte nur bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erhalten. Es entbehrte nicht eines gewissen Humors, als seine alten Lehrer Wilhelm II. in aller Ehrfurcht entgegneten, er habe den Unterricht der Prima leider nicht bis zu Ende mitgemacht, sonst wäre er von dem Geschichtsprofessor auch in die Wandlungen des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt worden ... Aber der Vorwurf bleibt doch zu Recht bestehen. Die Schüler unserer höheren Lehranstalten sind mit den Griechen und Römern, mit den Juden und Babyloniern viel intimer vertraut als in und mit ihrem eigenen Vaterlande. *Der historische Ballast ist zu groß.* Er hat die Religion überwuchert, er belastet unser ganzes Dasein. Aus dieser Sorge ist Friedrich Nietzsches unvergleichliche zweite Unzeitgemäße erwachsen. Das Tier lebt unhistorisch, so führt er aus; es geht auf in der Gegenwart wie eine Zahl, ohne daß ein wunderlicher Bruch übrig bleibt. Es weiß sich nicht zu verstellen, verbirgt nichts und erscheint in jedem Moment ganz und gar als das, was es ist, kann also gar nicht anders sein als ehrlich. Der Mensch hingegen stemmt sich gegen die große und immer größere Last des Vergangenen; diese drückt ihn nieder und beugt ihn seitwärts, sie beschwert seinen Gang als eine unsichtbare und dunkle Bürde, die er zum Schein einmal verleugnen kann. Sieht er eine weidende Herde oder ein spielendes Kind, das noch nichts Vergangenes zu verleugnen hat, so ergreift ihn die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies. Bis zum Tode hin, der zwar das ersehnte Vergessen bringt, aber zugleich die Gegenwart unterschlägt, ist unser Dasein, genau betrachtet, nur ein ununterbrochenes Gewesensein. Nietzsche stellt die These auf: es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei

dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder ein Kultus. Darum ergibt sich aus dieser Erkenntnis die Wahrheit, daß *das Unhistorische und das Historische gleichermaßen für die Gesundheit des einzelnen und der Gesamtheit notwendig* sind. Mit tiefer Einsicht hat der geniale Denker zwischen einer monumentalischen, einer antiquarischen und einer kritischen Art, sich zur Vergangenheit zu stellen, unterschieden. Die Geschichte gehört vor allem dem Tätigen und Mächtigen, dem, der einen großen Kampf kämpft, der Vorbilder, Lehrer, Tröster braucht und sie unter seinen Genossen und in der Gegenwart nicht zu finden vermag. Neben dem monumentalen Geist der Geschichte und der Religion, der das Große erstrebt, weil es schon einmal möglich war und in die Erscheinung trat, steht der antiquarische Sinn, der durch seine Pietät den Dank für sein Dasein abträgt. Das Kleine und Beschränkte, das Morsche und Veraltete erhält seine eigene Würde und Unantastbarkeit dadurch, daß die bewahrende und verehrende Seele in diese Dinge übersiedelt und sich darin ein heimisches Nest bereitet. Es ist die Raabesche Liebe zu den alten Nestern und verlorenen Winkeln; das Leben der Religion wird dabei zur Chronik aus der Sperlingsgasse. Die Stillen im Lande hegen es zärtlich. Darum darf die kritische Betrachtung als Regulator der monumentalen und der antiquarischen Weise nicht ausbleiben. Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart, die Zukunft werden will, dürfen wir das Vergangene deuten. Nur so bleibt die *Wahrhaftigkeit* in der Religion, die Frieden stiftet zwischen Leben und Denken, zwischen Schein und Wollen.

Die Formen der Vergangenheit, die so leicht die Fesseln des Lebens werden, müssen sich, wenn wir religiös aktiv sind (nicht Nachbeter und Nachahmer, sondern wirklich Nachfolger), immer neu wandeln, um unseren Bedürfnissen wirklich zu dienen. So hielt es Luther gegenüber der römischen Tradition, die eben so ehrwürdig wie festgefügt war; wer seines freien, reifen Geistes einen Hauch verspürt, der denkt ebenso gegenüber der lutherischen Tradition, wenn sie sich in Verkennung ihrer Aufgabe in Permanenz erklären will. Der Stifter des Christentums schnitt rücksichtslos in den Familienkultus hinein, wenn er seiner Mutter und den Geschwistern gegenüber auf seine Jünger mit den Worten verwies: Diese sind mir Mutter, Bruder und Schwester. Seien wir nicht rücksichtsvoller gegen den Kultus der Kirche! Der Lebende hat recht; wollen wir Totengräber sein oder Lebensträger?

Im dritten Teil seiner Zarathustra-Dichtung schildert Nietzsche mit starken Farben jenen jungen Hirten, „sich windend, würgend, zuckend, verzerrten Antlitzes, dem eine schwarze schwere Schlange aus dem Munde hing. Sah ich je soviel Ekel und bleiches Grauen auf einem Antlitz? Er hatte wohl geschlafen? Da kroch ihm die Schlange in den Schlund — da biß sie sich fest. Meine Hand riß die Schlange und riß: — umsonst! Sie riß die Schlange nicht aus dem Schlunde. Da schrie es aus mir: Beiß zu! Beiß zu! Den Kopf ab! Beiß zu! — so schrie es aus mir, mein Grauen, mein Haß, mein Ekel, mein Erbarmen, all mein Gutes und Schlimmes schrie mit einem Schrei aus mir. Ihr Rätsel-Frohen! So ratet mir doch das Rätsel, das ich damals schaute, so deutet mir doch das Gesicht des Einsamen! Was sah ich damals im Gleichnisse? Wer ist der Hirt, dem also die Schlange in den Schlund kroch? Der Hirt aber biß, wie mein Schrei

ihm riet; er biß mit gutem Biß! Weit weg spie er den Kopf der Schlange —: und sprang empor. Nicht mehr Hirt, nicht mehr Mensch — ein Verwandelter, ein Umleuchteter, welcher lachte! Niemals noch auf Erden lachte je ein Mensch wie er lachte!" Das war die Selbsterlösung vom Kultus der Vergangenheit.

Religion ist ein Ineinander von Aktivität und Passivität, sie ist Spannkraft der Seele und Ergebung, Mut und Demut, Eroberung und Verzicht zugleich. Immer aber ist sie ihre eigene Größe und darf nicht in Kultur oder Kultus aufgehen. Sie ist nicht Geschichte und nicht Philosophie, am wenigsten ist sie Theologie. Sie ist eine Stimmung und Bereitschaft. Sie läßt sich nicht anbefehlen, aber sie ist übertragbar durch Vorbild. Die laut und viel davon sprechen, oder sich gar mit Ueberhebung ihrer rühmen, beweisen, daß sie sie nicht kennen. Wer sie sein eigen nennt, dem bricht sie aus allen Poren seines Wesens; aber dem Wort mag er sie nur selten vertrauen. Religion ist der Ober- und Unterton zu allen Stimmen des Lebens. Religion ist eine Kunst und eine Tugend, doch niemals eine Fertigkeit. Eine Gabe und eine Aufgabe. Alle Religionsstifter haben machtvoll auf die Einfachheit der Religion hingewiesen; ihre Haupttätigkeit war eine Zurückführung der verwickelten, raffinierten religiösen Gedanken ihrer Zeitgenossen auf das Ursprüngliche, Elementare, unverwüstlich Menschliche in der Religion. Sie fanden den Quell unter der Verschüttung, ein Mensch erstand wieder aus der Masse. Sie wußten nur eins, und sie wollten, was sie wußten.

Im Namen der Religion hat man das Höchste und das Verwerflichste getan und unterlassen; Religion hat den Himmel geöffnet, das Fegefeuer gerüstet, die Hölle entzündet. Religion ist ein Engel und ein Teufel. Die Religionsgeschichte und die Kirchengeschichte sind Kapitel im Menschheitsbuch, die von den reinsten Segnungen erzählen und an denen die bittersten Flüche hängen. Warum? Weil die Religion immer als die höchste Autorität empfunden worden ist, als die entscheidende Instanz, gegen deren Spruch keine Revision angemeldet werden kann. Kein Wunder, daß dies einwandfreie Forum dem Mißbrauch am meisten ausgesetzt ist. Religion und Liebe sind ihrem Wesen nach absolut; sie begnügen sich nicht mit relativer Befriedigung, sie fordern alles oder nichts. Religion ist die reichste Blüte des Menschengeschlechts, sein zartester Duft und seine innerste Kraft; ihr Geheimnis hat vor hundert Jahren der große Theologe Schleiermacher mit geweihter Hand entschleiert in den wundervollen Worten: Mitten im Endlichen eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.

In Bärwalde. Miniatur von August Strindberg.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Im Januar 1631 zog eine kleine Schar Reisende die Landstraße nördlich von Berlin. Sie kamen von Westen, sahen müde und niedergeschlagen aus, wie sie da im Schnee wanderten, der die sandigen Ebenen mit ihren Kiefern, ihrem Heidekraut und ihrem Ginster sparsam bedeckte. Jeder, den man traf, wurde nach dem Weg nach Bärwalde gefragt, wo der schwedische König im Quartier lag, und jeder zeigte zur Antwort nach Osten.

Durch öde Dörfer ging also die Reise nach Osten. Ein Marodeur, ein Flüchtling tauchte am Waldrand auf und verschwand wieder. Der Tag ging zu Ende, und man machte ein Lagerfeuer für die Nacht.

Die beiden Aeltesten, welche die Schar anführten, setzten sich nieder, um zu beraten, nachdem die ganze Truppe einen Abendpsalm in französischer Sprache gesungen hatte; er war also nicht katholisch, denn dann hätte er lateinisch gelautet.

„Nein, Leroux, ich fürchte, wir kommen zu spät," sagte der eine der Führer.

„Nie zu spät; aber auf unsrer langen Reise hat die Lage sich geändert und ändert sich noch jeden Tag."

„Das mag noch hingehen, aber sie verwirrt sich auch. Mit Wallensteins Absetzung auf dem Kurfürstentag zu Regensburg hätte der Krieg zu Ende sein müssen; da aber taucht der schwedische König auf! Man fragt mit Christian IV., was er hier will; da er aber bereits im Land ist, so muß er auf notleidende Glaubensgenossen, die um Hilfe bitten, hören. Hätten wir Hugenotten solch einen Mann bei La Rochelle gehabt, sähe Frankreich jetzt anders aus."

„Weißt du, was der Kurfürstentag in Regensburg eigentlich bedeutete?"

„Nach dem, was ich gehört habe, stand der Kaiser im Hintergrund. Er suchte nämlich die Krone erblich zu machen, hatte damit aber kein Glück. Vielmehr gelang es den beiden Gesandten Richelieus, Ludwig XIII. als Kandidaten zum römischen Kaiserthron aufzustellen, der damit zum erstenmal mit einem Nichtdeutschen besetzt werden sollte."

„Gelang's?"

„Nein, das nicht! Aber Wallensteins Abschied erreichte man, und die katholische Liga mit den Bayern kam in die Höhe; dadurch ist eine gewisse Annäherung unter den Protestanten eingetreten."

„Der Krieg, der ein religiöser war, ist also in einen politischen verwandelt worden; und darum haben sich unsere Aussichten verschlechtert . . ."

Pferdegetrappel war zu hören; ein Kurier stürzte heran, machte Halt und bat, sich am Feuer wärmen zu dürfen. Er fragte nach nichts, wurde nicht eingeladen, am Gespräch teilzunehmen, wärmte sich nur, während das Pferd verschnaufte. Darauf saß er wieder auf und verschwand.

„Das war ein bayerischer Reiter oder Kronberger," sagte Leroux.

„Ja, aber die Kuriertasche trug die französischen Farben."

„Saint-Denis! Dann ist das Gefolge des Kardinals nicht weit, und wir müssen aufbrechen. — Vorwärts, vorwärts, Kreuzfahrer!" rief er der Gesellschaft zu, die sich unwillig erhob und den Zug zum Aufbruch ordnete.

Mit abgenutzten Schuhen, zerrissenen Kleidern, müde und hungrig setzten sich die Pilgrime in Bewegung, in Dunkel und Kälte hinaus, immer nach Osten, gen Sonnenaufgang, wohin sie ihre Hoffnung verlegt hatten.

* * *

Gustav Adolf lag untätig in Bärwalde, nordöstlich von Berlin. Dort hatte er Weihnachten und Neujahr zugebracht, und seit einem halben Monat war nichts geschehen. Der Krieg stand still aus Mangel an Truppen und Geld; auch aus Mangel an Feinden, denn die Kaiserlichen hatten die Ostseeprovinzen ausgeplündert und sich auf und davon gemacht.

Im Pfarrhof zu Bärwalde waren Gustav Horn und Johan Banér einquartiert, während der König im Rathaus wohnte. Die beiden Generale, die so verschiedener Natur waren,

mußten miteinander auskommen, jetzt, wo die Not vor der Tür stand und der ganze Krieg sich in ein Fiasko aufzulösen drohte.

Horn, der ernste, redliche, fromme Mann, des Königs nächster Freund und rechte Hand, hatte Trauer, denn er hatte seine Frau, Oxenstjernas Tochter, in Stettin durch die Pest verloren. Banér, der Musketier mit dem leichten Sinn, der Gefahren und Abenteuer suchte, den Krieg als eine Jagd großen Stils betrachtete, auf der Beute und Ehre lockten, saß in leichter Lagertracht und schrieb einen wahrscheinlich sehr lustigen Brief an seine Frau.

Horn war eben ins Zimmer getreten und wollte den Briefschreiber nicht stören, der dann und wann vor sich hinlachte; als aber Banér seinen Namen unter die Epistel setzte, hielt Horn die Zeit für gekommen:

„Darf ich mit dir sprechen, Johan?"

„Bist du da? Gewiß darfst du sprechen . . . ich will nur noch ein Stück in den Kachelofen werfen!"

Nachdem er das getan, setzte sich Banér seinem etwas älteren Freund und Vetter gegenüber, und Horn begann vorsichtig:

„Siehst du, Johan, dieser Krieg ist etwas unklar . . ."

„War denn der polnische klarer? Sigismund wollte Gustav Adolf nicht als König anerkennen, weil Johan das Erbrecht hatte; aber Johan verzichtete, und Gustav Adolf war der nächste. Das war des Kaisers Bart, den wir zum Vorwand nahmen, um Polen anzufallen, was nicht gerade notwendig war. Recht oder unrecht, es war eine herrliche Kampagne, und ich bereue sie nie!"

„Indessen — jetzt sind wir so weit gekommen . . . daß der König nach Hause reisen will — warte, warte . . ."

Aber Banér konnte nicht warten:

„Ei tausend, muß man's beim ersten Hieb verloren geben?"

„Warte doch, Johan; der König will nach Hause reisen, um . . . Soldaten zu werben und Geld zu erheben . . ."

„Er sehnt sich nach Weib und Kind! Weihnachten war hier ja unerträglich, aber ein Krieger muß zuweilen wie ein Mönch leben. Davon will ich nichts hören . . ."

„Mein guter Johan, laß mich sprechen; du erlaubtest mir ja zu sprechen!"

„Nach Hause reisen? Dann bewirft man uns mit verfaulten Kohlköpfen wie einst den König Magnus, den Folkunger; nein, lieber lasse ich mich hier oder im französischen Heer anwerben! Warum will er nach Hause reisen?"

„Erinnere dich an die Abschiedsrede, die unser König im vorigen Jahr im Reichstag hielt; er beteuerte, nicht persönlicher Ehrgeiz, sondern die Bedrückung der Glaubensgenossen hier im Deutschen Reich treibe ihn in den Krieg . . ."

„Aber Oxenstjerna drückte sich im Rat ganz anders aus: „Der Hauptzweck des Krieges sei nicht, die Religion zu verteidigen, denn deren Waffen seien geistiger Art wie Gebete und Tränen, sondern damit der schwedische König und dessen Glaubensgenossen, die deutschen Kurfürsten, in Sicherheit leben und in Unabhängigkeit herrschen könnten."

„Sehr gut! Wenn nun aber weder der Pommer noch der Brandenburger noch der Sachse einen Schutz wünschen, weil sie nach dem Frieden von Lübeck und dem Kurfürstentag von Regensburg keinen Schutz mehr nötig haben, so hält der König seine Mission für erfüllt . . ."

„Und will den Krieg beenden?"

„Er fühlt sich mit einem Wort überflüssig und, seit Wallensteins Abschied, etwas lächerlich. Bedenke doch, Johan, er kommt hierher mit fünfzehntausend Mann und bietet Schutz an, hat aber keine Truppen zum Beschützen! Das ist lächerlich! Und die wenigen, die er besitzt, können nicht bezahlt werden; darum ist Meuterei ausgebrochen . . ."

„So, das war der Lärm heute morgen? Dann ändert sich die Sache . . ."

„Sie hat sich bereits geändert, Johan . . ."

„Gut, dann ändere ich mich auch! Laß hören!"

„Wenn du den Rock anziehst, so gehen wir zusammen zum König, der uns erwartet. Nach einer schlaflosen Nacht hat er heute morgen einen Brief vom Reichskanzler, meinem Schwiegervater, empfangen, und da dieser auf das bestimmteste von der Heimreise abrät, sieht der König ein, daß er bleiben muß, unter jeder Bedingung. Darum findet er sich in die harte Notwendigkeit, die Unterhandlungen mit den Franzosen wieder zu eröffnen."

„Kardinal Richelieu — und Gustav Adolf? Ich begreife nicht den Zusammenhang . . ."

Gustav Horn schwieg ein Weilchen, trat ans Feuer und rührte mit dem Haken im Brande.

„Johan Banér," antwortete er, „in der Proklamation sind mehrere Ursachen des Krieges angegeben: die erste war, daß die schwedischen Gesandten im Friedenskongreß zu Lübeck ausgewiesen wurden; die zweite war Wallensteins Einfall in die Ostseeländer Mecklenburg und Jütland; die dritte war die Weigerung des Kaisers, Gustav Adolf als König anzuerkennen; die vierte war, daß Oesterreich Polen Hilfstruppen gesandt hat. Daraus geht hervor, daß an politischen Gründen genug vorliegen, damit man den Krieg nicht als Religionskrieg zu betrachten braucht . . ."

„Dann mache ich mit; ich liebe reine Karten und habe keine Neigung für Kreuzzüge. Laß uns sofort gehen."

Banér warf Rock und Mantel über, und die beiden Generale eilten auf die Straße hinaus. Draußen waren viel Leute unterwegs, und man hörte hier und dort französisch sprechen. Auf dem großen Markt fanden sie Pferde, Wagen, Lakaien, Reitknechte sowie eine Menge Kisten und Stroh.

„Das sieht ja aus wie ein Aufbruch!" sagte Banér, während sie ins Rathaus traten.

Im Versammlungszimmer der Ratsherren befand sich Gustav Adolf allein in großer Unruhe und wanderte auf und ab. Der jetzt sechsunddreißigjährige Monarch, der in einem Jahr sterben sollte, war in seinen Feldzügen korpulent geworden. Das machte, daß der kleine Kopf noch kleiner aussah: die schmale Stirn war unter Mittelmaß; die einfachen, ehrlichen Züge zeigten kein reicheres Mienenspiel, nichts Vornehmes, sondern das Alltägliche der Mittelklasse. Der König hatte auch keinen bunten Charakter, war auch nicht tiefsinnig. Ein blonder, offener, immer lustiger Herr, der alle schwierigen Wege so lange mied, wie er konnte; aber diesmal hatte er sich festgefahren.

Er erwartete Horn und Banér und schien Zeit gehabt zu haben, sich auf das vorzubereiten, was er sagen wollte.

„Der Krieg ist aus!" begrüßte er die Eintretenden, „laßt uns packen und reisen! — Seht nicht so bestürzt aus, wenn auch die Sachlage verzweifelt ist."

Beide Generale fragten mit Mienen.

„Der Kurfürst von Brandenburg, der meine drei Briefe unbeantwortet gelassen hat, sendet schließlich seinen Wilmersdorf mit dem Ersuchen, ich solle umkehren. Da er mit einer neuen protestantischen Union, Sachsen, Oldenburg, Ostfriesland, droht, die ihre Sache selber führen wolle, ohne mich und gegen mich, kann ich meine Rolle für ausgespielt

ansehen. Darum habe ich mir vom dänischen König die Erlaubnis ausgebeten, seine Länder auf der Heimreise passieren zu dürfen."

„Eure Majestät . . ." begann Horn.

„Oxenstjerna hat mir abgeraten, aber ich kann ihm nicht gehorchen, jetzt am allerwenigsten, da die Truppen zum zweitenmal gemeutert haben."

„Gibt's keine Hilfe?" versuchte Banér zu Wort zu kommen.

„Keine, da die Protestanten sich gegen mich, ihren Helfer und Befreier, erheben, und da die neue Union sich unter den Schutz des Kaisers stellt . . ."

„Die Protestanten und der Kaiser?"

„Ja, so spielt man Schach hier in Deutschland; alle Stücke gehen wie Pferde: springen über und schlagen zur Seite."

Als der König schwieg, aber mit einer Miene, als wünsche er, man möge ihm widersprechen, nahm Banér unerschrocken das Wort und schlug einen munteren Ton an, der auf einmal alle Bedenklichkeiten fortblasen sollte:

„Majestät," sagte er, „man spricht dort auf dem Markt französisch; wenn wir die Deutschen parlieren lehrten . . ."

„Das kann ich nicht, das will ich nicht! Was in des Himmels Namen würde die Christenheit morgen sagen, wenn ich heute die blutige Hand des Kardinals Richelieu ergriffe? Man würde mich Kondottiere nennen — das Wort ist bereits gefallen — und Ihr wißt, daß ich in Stettin das Anerbieten des Gesandten abgelehnt habe, weil es im Wortlaut zu demütigend war; ebenso demütigend wie damals, als Christian IV. mich zu seinem zweiten Mann haben wollte."

„Verzeiht," unterbrach Horn; „wenn wir damals die Demütigungen übersehen hätten und mit den Dänen gegangen wären, so wäre Tilly nicht mehr im Spiel, vielleicht nicht mehr am Leben."

„Das kannst du mir jetzt sagen! Nein, nicht zweiter Offizier für Christian IV., dann lieber erster für Ludwig XIII., wenn's sein muß."

Der König wünschte das französische Bündnis, aber er wollte überredet werden. Denn bereits 1628 hatte er einen Sekretär nach Paris gesandt, um Subsidien zu erhalten; und in 1630 wurde in Westeras über ein Bündnis mit den Franzosen verhandelt; alles aber scheiterte an dem Hochmut des schwedischen Königs und durchaus nicht an religiösen Skrupeln.

Banér hörte, wie der König in seinen Gedanken zum Kardinal überging, und darum beschloß er, ihm weiter zu helfen:

„Der Gesandte ist in der Nähe; wenn Eure Majestät die Unterhandlung Horn und mir überlassen, werden wir alle Klippen umschiffen und die Ehre retten, sowohl dem König wie dem Vaterland."

„Deutschland wird's verstehen, Europa auch, aber Schweden wird's nie begreifen."

„Doch, im selben Augenblick, in dem der Religionskrieg abgeblasen wird, beginnt ein neuer Feldzug — gegen den Kaiser; das ist Staatskunst."

„Wenn ich aus dieser Sache heraus wäre . . . Dieser Kelch geht nicht an mir vorbei!"

„Dann leert ihn, Majestät! Den Willkommsbecher, der bei der Heimkehr wartet, den mag der Teufel trinken! Ich kehre nicht heim; lieber suche ich mir eine Bestallung als Oberst in Wallensteins Heer; dort ist vollständige Religionsfreiheit, und er hat mehr protestantische Generale als katholische."

„Verlaßt Ihr mich? Ihr auch?"

„Ja, wenn Ihr heimkehrt, in Schande, in Schmach . . ."

„Was sagst du, Horn?“

„Ich stimme dem weisen Reichskanzler bei: Wir können nicht heimkehren!“

Gustav Adolf wanderte hin und her, als wolle er dem Schlimmsten entgehen; schließlich blieb er stehen.

„Mit Frankreichs Hilfe kann sich alles ändern; die Kurfürsten können gegen den Kaiser gescheucht werden, und dann ist das Schiff wieder in der richtigen Kiellinie. — Erinnert Euch, daß Moritz von Sachsen den Passauer Vertrag mit Hilfe Heinrichs II. durchsetzte.“ Der König blieb stehen und tat einen Seufzer der Erleichterung; er hatte das Präjudikat, das er suchte, gefunden, und sein Entschluß schien gefaßt zu sein.

In diesem Augenblick trat ein Kammerherr ein und meldete:

„Die französische Gesandtschaft bittet in größter Demut um Audienz.“

„In größter Demut?“ wiederholte der König und wurde heiter; „dann mag sie kommen!“

„Ein Wink der Vorsehung,“ fiel Banér ein.

Die Türen öffneten sich angelweit, und herein trat die kleine Schar von der Landstraße, zerlumpt und müde.

Der König machte große Augen und konnte sein Erstaunen nicht zurückhalten:

„Ist das . . . ist das die französische Gesandtschaft?“

Der Leroux hieß, fiel auf die Kniee und begann seine Rede lateinisch vorzulesen.

„Großmächtigster, gnädigster König! Die unbedeutenden fremden Männer, die du hier vor deinem Angesicht siehst, waren einmal Bürger der Stadt La Rochelle . . .“

Der König fiel auf den nächsten Stuhl, hörte aber die Fortsetzung der Rede an, indem er die linke Hand vor den Augen hielt, als suche er im Dunkel einen Weg aus diesem höllischen Hinterhalt, in den er geraten war.

Der Redner entrollte eine lebhafte Schilderung von den Entsetzen der Belagerung; wie Kardinal Richelieu selbst die Feinde anführte und den Damm baute, der die Zufuhr abschnitt; wie man hungerte und starb im Anblick der englischen Flotte, die vergebens Entsatz bot . . .“

Beim Wort „englische Flotte“ blickte der König auf und warf Banér einen Blick zu, den dieser mit einem Neigen des Kopfes beantwortete.

Der Redner schloß mit einer demütigen Bitte, seinen unterdrückten Glaubensgenossen zu helfen, die das Gerücht von dem edlen Monarchen vernommen, der von den Schneebergen des Nordens ausgezogen sei . . .

Gustav Adolf winkte Horn und Banér, führte ein kurzes Gespräch im Flüsterton, in dem er um einige Aufklärungen zu bitten schien. Darauf ließ er den Redner schließen, räusperte sich und nahm das Wort:

„Gute Männer, Bürger von La Rochelle! Bei all meiner Teilnahme für die Leiden, die ihr überstanden habt, und bei meinem Mitleid mit den unterdrückten Glaubensgenossen muß ich mich darauf beschränken, euch einige einfache Worte der Wahrheit zu sagen, da euer schlechtes Gedächtnis und euer fanatischer Haß eure Rechtsbegriffe auf den Kopf gestellt zu haben scheint. Was in La Rochelle geschah, war nicht eine Folge eures frommen Eifers für ein gereinigtes Christentum, sondern traf euch als Feinde des Reiches, da ihr mitten in der Monarchie eine Republik errichtet und mit einer fremden, Frankreich feindlichen Macht, mit England, ein Bündnis schlosset. Nach dem, was ich vernommen, hat der Kardinal, als Festung und Stadt übergeben waren, allen Hugenotten volle Amnestie wie unbeschränkte Religionsfreiheit bewilligt und ihnen dieselben Rechte verliehen wie den Katholiken. Da frage ich: was wünscht ihr noch? Rache? Ich bin kein Rächer! Sucht ihr meinen Beistand, um Frankreichs katholische Bevölkerung zu unterdrücken, so

wisset, daß ich nicht euer Mann bin! Geht dahin, woher ihr gekommen, und belästigt mich nicht mehr! Ich habe gesprochen!"

Die Gesandtschaft kroch rückwärts hinaus, geschlagen wie Menschen, die lange in falschen Vorstellungen gelebt haben.

„Das waren schwere fünf Minuten," sagte der König und wischte sich den Schweiß von der Stirne; „doch haben diese Vorboten, die ich für Gesandte der Hölle hielt, meine Gedanken geordnet: ich bitte euch, sofort den Gesandten aufzusuchen und das französische Papier zu unterschreiben."

„Majestät," antwortete Gustav Horn! „Des Krieges Lärm und Getümmel läßt uns oft vergessen, was wir im Gedächtnis haben müßten; das Neue verdrängt das Alte, und wir sind ratlos, wenn wir unsere Argumente am nötigsten hätten; manchmal sogar belügen wir uns selber, weil wir vergessen, daß wir recht haben. Die Befürchtungen Eurer Majestät, die Schweden würden Eure Handlungsweise nicht begreifen, sind vollständig unbegründet, denn die Sache wurde bereits vor zwei Jahren auf dem Reichstag zu Upsala öffentlich behandelt. Ich erinnere mich jetzt, daß man gegen das französische Bündnis einwandte, jede Hilfe von dieser Seite sei unzuverlässig, worauf Eure Majestät antworteten: „Die Franzosen bieten im Januar 400 000 Reichstaler Vorschuß."

„Habe ich das gesagt? Daß ich eine so wichtige Sache vergessen konnte! Ich danke, Horn! Jetzt beginnt der Krieg gegen Habsburg!"

* * *

Horn und Banér leiteten sofort die Unterhandlungen mit Frankreich ein; und Gustav Adolf empfing 400 000 Reichstaler jährlich, gegen die Pflicht, 20 000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter zu halten.

Ohne ein „Aber" ging's jedoch nicht ab; die Schweden wurden nämlich verpflichtet, Neutralität gegen Bayern und die Liga zu beobachten. Dieses „Aber" wurde jedoch von einem zweiten „Aber" annulliert: „Solange diese gegen Gustav Adolf die gleiche Neutralität beobachten."

Dies französische Bündnis zwang jedoch nicht die Protestanten zum Nachgeben, im Gegenteil: Der Leipziger Konvent, auf dem die Kurfürsten sich gegen die Schweden zusammenschlossen, zeigte, daß man Gustav Adolf als den ungebetenen Gast und Eindringling betrachtete.

Erst mit dem Untergang Magdeburgs im Mai beeilten sich die Kurfürsten, bei Gustav Adolf Schutz zu suchen; und nach Breitenfeld beginnt der schwedische Teil des dreißigjährigen Krieges. Nach Lützen aber beginnt sein französischer Teil, der rein politisch war, und mit dem Untergang des Hauses Habsburg im westfälischen Frieden endet.

Der Fremde. Roman von René Schickele.

Sie ließen sich vom Gedränge durch die Straßen tragen. Als sie um eine Ecke bogen, sah Paul die steile Felsenmauer des Schlosses, aus deren Stirn der Sandsteinlöwe seinen gewaltigen Körper drängte. Die Luft war voll aufgewirbelten Staubes. Die Sonne machte daraus ein schmutzig goldenes Gebräu, das zu sieden schien. Man hörte Musik; die Klänge rangen mühsam im Straßenlärm, der die Ohren betäubte, oder sie tanzten wie ein hohles Faß auf tobender Brandung. Manchmal stockte die Menge. Dann ging ein farbiger Staubregen nieder, man fühlte ihn

auf dem Gesicht, in der Nase, in den Augen, im Hals. Er ermüdete, als ob er bis an die Knie reichte und den Schritt gefangen hielte. Der Alte beugte sich zu Pauls Ohr:

— Dort mein Sohn, sieh den Löwen.

Paul sah nur ihn. Das rote Tier leuchtete matt durch den Staub. Es schien sich bei jedem von Pauls Schritten zu bewegen. Es hatte riesenhafte Verhältnisse.

Wie ein ungeheurer Fetisch hing es oben im unreinen Schein einer Feuersbrunst. Der verzweifelte Trotz dieses Kopfes entwurzelte, die Gewalt der Tatze, die den Pfeil in der Flanke niederdrückte, war die eines Todwunden, der einen Sieger herrisch umklammert hält, der Schweif führte einen Peitschenhieb des Schmerzes auf den mächtigen Leib, der in der Erdrosselung seiner Muskeln erstarrte. Paul glaubte, daß der Löwe im nächsten Augenblick aufstände und die Felswand auseinandersprengte.

Und nun brach auch die Musik deutlich durch, sie ergriff die tausend Menschen und riß sie an sich. Sie tönte klar und bewegt in den Lüften, als ob sie sich in der Höhe neu gebäre, aus sich heraus und nur für sich, und einzig von der Bewegung der Menschen und aller Dinge nach deren Sinn geformt. Jeder Ellbogenstoß war sie, und das Heben des Kopfes, und der Schritt, und der Schlag des Herzens, die wechselnden Gedanken und Gebärden, und die Vermählung der Gedanken und Gebärden, der Orgelpunkt aller Aeußerungen der Tausende, auf deren Scheitel ihr tönendes Feuer schien. Sie hüllte die kältesten Naturen ein und erhitzte sie bis zur selbstvergessenen Glut. Welche beherrschte Wonne sie zu sehn. Und Paul sah die Marseillaise, als ob sie in einer Huldigung an ihm vorbeizöge. Er riß den Hut vom Kopfe und reckte sich auf.

Sie konnten keinen Schritt weiter vordringen, aber in der Ferne sahen sie blitzende Waffen und geordnete Massen, rot, blau, weiß, vorüberziehn. Adjutanten flogen hin und her. Man hörte den Galopp von Pferden und den schnellen Tritt der Soldaten. Kommandorufe. Fahnen schwankten und senkten sich vor einer Gruppe glänzender Offiziere, deren Pferde voll koketter Unrast tanzten. Hinter der Infanterie rückten langsam die langen und dichten Linien der Husaren vor. Es blitzte und schimmerte ununterbrochen an den Pferden und an den Reitern. Dann erschütterte ein Ruck das dichte Viereck, die Säbel flogen aus den Scheiden, und unter einem Wetterleuchten von Gold und Silber aus einem Grund von hellem Rot und sanftem Blau trabte das Regiment vorbei.

Hinter den Husaren kamen die Jäger zu Pferd, dunkel, ernster, und die andern, alle ein Spiel des blühenden Farbenfeldes, das bei den Klängen der Musik in einer mächtigeren Sonne aufging und sein ganzes Wunderleben hergab.

Das war das Herz der Landschaft von Stahl und blühender Erde, und der Löwe war ihr Gewissen.

Am Abend fand das Bankett statt. Paul war müde und faßte keinen der Sätze auf, die sein Großvater mit großen Augen in den Saal sprach. Als die Rede lange kein Ende nahm, ließ Paul sich einschlafen.

Der Alte brachte ihn gegen Mitternacht ins Hotel. Frau Yvonne las beim Schein der Kerze. Sie nahm Paul in die Arme und küßte ihn lange und heiß. Sie drückte das Gesicht in seine Haare und bat ihn, nie mehr so lange von ihr weg zu bleiben. Sie ertrüge es nicht, er müsse sie immer lieb haben. So blieben sie lange.

— Mutter, flüsterte Paul, ich bin hier in Frankreich so warm und glücklich. Du bist ja ganz Frankreich für mich. Ich hab dein Herz gesehn, Mutter, das war schöner als die Sonne. Ganz bunt vor Liebe und warm . . .

Frau Yvonne preßte Paul an sich, sie weinte vor Glück, sie küßte ihn, daß es ihn schmerzte.

— Mehr, mehr, Mutter! . . .

*

In den Vormittagsstunden des nächsten Tages besuchten Frau Yvonne, Paul Merkel und sein Großvater den Löwen, das Schloß. Sie gingen bis zum Fort la Justice an der Nordspitze des Berges, der von seiner unvermittelt steilen Höhe die ganze Stadt und den Talkessel herrisch übersieht, und kehrten zum westlichen Fort la Miotte zurück. Der Turm La Miotte steht, ein gedrungenes Viereck mit gezackter Krone, am Abgrund. Er zeigte der weiten Ebene die Trikolore.

Frau Yvonne stellte sich mit ihrem Vater in den Schatten des Turmes.

Paul ging über das Hochplateau, auf dem Grasbüschel, Löwenzahn und ein paar armselige Bäume wuchsen. Kleine rote Nelken glühten an der Sonne wie Blutstropfen. Im Tal lief der heftige Sonnenschein über Felder und Teiche und bis dicht unter die Bäume der langgestreckten Berge. Es war so klar, daß Paul den Schatten des Schilfs sah, der einen dunklen Gürtel um die leuchtenden Teiche zeichnete, daß er den Schatten eines Vogelfluges auf den roten Aeckern und den silbergrauen Wiesen verfolgen konnte. Der Rauch der hohen Fabrikschlote stieg senkrecht in die Höhe. Er stieg in der Ferne über die Höhe der Mauer hinaus, an der Paul lehnte, und davon fühlte Paul sich seltsam beglückt. Er konnte aufrecht stehn und die ferne Rauchsäule über sich hinauswachsen und hoch oben in einem feinen Sonnennebel zerfließen sehn.

Paul blickte zu Frau Yvonne hinüber, die im Schatten einer Mauer mit ihrem Vater sprach. Sie war einen Kopf größer als der Alte, sie stand im weißen Kleid schlank und fest auf dem Blau des Himmels, das ihr braunes Haar vergoldete, die dunkeln Augen waren voll Licht, ihre Stirn hatte im Schatten, der sie umfloß, den matten Glanz reifen Roggens. Die Hände spielten an einer langen dünnen Goldkette; sie verwirrten sich in Blau, Weiß und Gold. Paul sah wieder ins Land hinaus, dann ging er auf die Mutter zu. Er blieb neben den beiden stehn und hörte zu. Sie sprachen von seiner Zukunft. Der Alte hielt den Strohhut in der Hand und bewegte bei jedem Satz den schmalen Kopf mit dem glattrasierten Gesicht. Er betonte die einzelnen Worte mit verschiedenartigen Linien, Kreisen, Punkten, die sein Strohhut in die Luft hieb.

Paul trat zu ihr. Er löste ihre Hände von der dünnen Kette, mit der sie spielten, er nahm die Sanften, Ergebenen und küßte sie.

Sie stiegen durch das Schloß und am Löwen vorbei zur Stadt hinunter. Auf der Place d'Armes schob der Alte seinen Arm unter Pauls Arm.

— Achtung, mein Sohn.

Er führte ihn vor ein Standbild. Eine Elsässerin mit fliegendem Kopfputz hielt einen französischen Soldaten, der zu Tod verwundet niedersank. Sie hatte ihm das Gewehr weggenommen und streckte es trotzig einem Feind entgegen. In einem herzhaften Anlauf, der erstarrt war, versperrte sie ihm den Weg. Auf dem Sockel stand in ehernen Lettern: Quand-même! Der Alte nahm den Hut ab und hob ihn hoch empor.

— Quand-même, mein Sohn, quand-même!

Er preßte Pauls Arm.

— Quand-même!

Und, indem er sich an Frau Yvonne wandte:

— Quand-même, Madame!

Paul errötete, und Frau Yvonne ging weiter.

— Das Standbild sollte oben bei der Miotte stehn, sagte Paul.

Er glaubte damit zwischen der Mutter und dem Großvater zu vermitteln; er dachte an nichts andres, als an Frau Yvonne, die mit ihrer braunen Stirn auf dem Blau des Himmels stand und an der langen Goldkette spielte, während ihre Augen ins Weite blickten.

Als sie Frau Yvonne einholten, blieb sie einen Augenblick stehn, setzte aber dann gleich ihren Weg fort.

— Lieber Vater . . . Sie nahm Pauls Arm. — Ich bitte dich, ich bitte dich, laß Paul in Ruhe.

Der Alte starrte sie groß an.

— Wie meinst du das?, fragte er.

— Sei so gut und bringe uns heute Nachmittag zur Bahn, wir müssen fort. —

Der Alte riß den Hut vom Kopf und blieb stehn.

— Madame . . .

— Du darfst mir alles in meinem Zimmer sagen, Paul wird unterdessen einige Karten an seine Freunde schreiben.

— Und was sagt Paul dazu?

Der Alte sah seinem Enkel durchdringend in die Augen.

Paul stammelte:

— Ich tue, was Mama will.

Als beginge er einen Verrat aus Liebe. Aber in der ganzen Welt sah er nur seine Mutter. Aber er bemerkte, daß sich die Augen des Alten mit Tränen füllten.

Im Vestibül des Hotels drückte ihm die Mutter die Hand und zeigte ihm das Schreibzimmer.

— Dort findest du deine Karten. Ich werde dich rufen lassen.

Paul schrieb keine Karten. Er glaubte, daß seine Mutter jetzt leide, und er litt mit ihr. Schwer und dunkel, ohne nach den Gründen des Leides zu forschen. Zugleich bat er seinen Großvater um Verzeihung. Er glaubte sich zu erinnern, daß er ihm weh getan habe. Dann fielen ihm die Bilder des gestrigen Tages ein. Sie waren fahl und verflüchtigten sich lärmend in einen traurigen Nebel, aus dem ein Arm, ein Gesicht, eine Gestalt für eine Sekunde in grotesker Deutlichkeit hervorsprang. Er fühlte sich verschlagen und fremd und begann sich zu fürchten.

Vielleicht waren schon Stunden so vergangen, als er durch die Scheiben der Tür Frau Yvonne und den Großvater zum Schreibzimmer kommen sah. Frau Yvonne öffnete heftig die Türe, trat in einigen schnellen Schritten auf ihn zu und küßte ihn auf die Stirn.

— Wer sollte dich mir streitig machen?, flüsterte sie.

Ihr Gesicht glühte. Sie zitterte vor heißer Zärtlichkeit. Ihre Augen hefteten sich auf ihn und flohn wieder plötzlich seinen Blick.

Während des Mittagessens wurde anfangs wenig gesprochen. Der Alte unterhielt sich mit Paul über sein Schülerleben, aber da er ihm jede Antwort entreißen

mußte, ließ er das Thema fallen und erzählte nur noch von sich und seiner Familie. Er war von einer höflichen Wärme gegen seine Tochter und herzlich zu Paul.

Frau Yvonne wollte fröhlich sein. Sie sah jetzt sehr blaß aus. Paul saß zwischen den Gesten und Worten und sah unverwandt in Frau Yvonnes Gesicht. Er nahm jeden Ausdruck ihres Gesichtes an, seine Augen waren der Spiegel ihrer Seele. Langsam begann er zu fühlen, daß die Mutter gequält war, aber ebenso beherrschte er sich schmerzhaft im Spiel ihrer Züge, und mitten im Tanz der Masken und der wirbelnden Unrast der Gefühle wölbten sich ihre tiefroten Lippen seinem Mund entgegen.

Sie kamen nachts in Zabern an. Paul hatte im Zug geschlafen. Auf dem Wege vom Bahnhof nach Hause suchte er sich an etwas Köstliches zu erinnern, das er verloren hatte. Der Bach heulte dunkel unter der Brücke. Am Himmel flogen zerfetzte Grauwolken um einen heißen Mond. Aus den Gärten stiegen starke Düfte und der feuchte Geruch der Erde. Dann blieb der Wind stehn, und es begann leise zu regnen.

*

Nach seinen Belforter Erlebnissen umarmte Paul die Religion inniger, sie wurde die Befriedigung seines Bedürfnisses nach einer grenzenlosen Zärtlichkeit, die sich auf alle Menschen erstreckte. Er suchte in den Kirchen nicht, wie früher, Apotheosen seines Ehrgeizes, sondern Beruhigung, einen sanften Gleichmut: die Güte. Und diesmal half ihm seine Frömmigkeit, hundert kleine Eitelkeiten zu überwinden, sich zu überwachen und nur edle Gedanken und Taten zu dulden. Er besuchte den Vikar im Pfarrhause; in dem kleinen Zimmer mit den grünen Jalousien über dem großen Garten, der nie ohne blühende Blumen war, beichtete er mit gleicher Rührung seine Sünden und seine Tugenden. Wenn er nach der Absolution den Kopf erhob, sich in die Arme des Priesters warf und ihn küßte, glaubte er tatsächlich in einem weißen Gewand zu strahlen. Dann trat er ans Fenster und atmete tief den Frieden des stillen, blühenden Gartens ein und das reine Blau des Himmels, das die Farbe der Mutter Gottes ist.

Das moderne Drama von Robert F. Arnold.

Professor Arnold in Wien vereint mehrere Bedingungen, um das moderne Drama in dessen ganzer Fülle darstellen zu können. Er ist ein so außerordentliches Sprachtalent, daß er, außer den germanischen und romanischen, alle slavischen und skandinavischen Sprachen beherrscht. Er ist ein Gelehrter, der die Gabe der massenhaften Aneignung des Stoffes hat. Endlich besitzt er feine und in der Regel sichere kritische Urteilskraft, ist selbständig, ohne je einer Manier zu verfallen.

Sein Buch, das ganz Europa und Amerika umspannt, ist dennoch in allzu hohem Grade auf Deutschland konzentriert. Während nichtdeutsche Erscheinungen zweiten oder dritten Ranges mit einer Zeile abgefertigt werden, wird nicht bloß jedes dramatische, sondern jedes lyrische oder journalistische Phänomen in deutscher Sprache so sorgfältig dargestellt, daß auch die fünften oder sechsten Ranges sich mit ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte breit machen können. Henrik Ibsen ausgenommen ist das Nichtdeutsche eigentlich nur Appendix. Wenn von England oder Skandinavien die Rede ist, wird alles, was nicht für Europa existiert, als irrelevant betrachtet. Wo das moderne Frankreich behandelt wird, erhält z. B. Paul Hervieu, der doch „La Course du Flambeau" geschrieben hat, eine Zeile. Wäre er nach demselben Maßstabe analysiert, der bei deutschen Schriftstellern ähnlicher Bedeutung angewandt wird, so hätte er mehrere Seiten in Anspruch genommen.

Am besten gefällt mir die hohe und gerechte Würdigung Ibsens in Robert Arnolds Werk. Er wird nicht als Fremder ge-

wertet, sondern sein Einfluß auf deutsches Geistesleben mit eindringlichem Verständnis dargelegt.

Der Verfasser hat die Einsicht des Bibliothekars in die gesamte Literatur der Gegenwart, und er unterliegt deshalb bisweilen der Versuchung, allzu viele Namen zu nennen, so daß die Zusammenfassung schwerer fällt. Aber der Geist seines Buches ist ein ausgezeichneter Geist. Er weist irrtümliche Theorien ab, schätzt die Routine gering, vergöttert die Poesie und vereint Liebe zum Neuesten mit relativer Gerechtigkeit gegen ältere Richtungen, deren Kämpfe und Siege ihn weniger interessieren, weil er sie nicht selbst erlebt hat. Georg Brandes.

Eine echte Handzeichnung Leonardo da Vincis.

Mailand heißt die Heimstätte der Leonardo-Forschungen. Hier ist nicht nur sein berühmtestes Wandgemälde, das Abendmahl, das trotz weit vorgeschrittener Zerstörung immer noch die Größe und Einheit der Komposition und die unübertroffene Kunst in der Charakterisierung der dargestellten Figuren aufweist, sondern auch in der altehrwürdigen Bibliotheca Ambrosiana die reichste Sammlung seiner Codices und Handzeichnungen zu finden. In der lombardischen Hauptstadt weilten denn auch jahrzehntelang die Leonardo-Forscher Passavant, Richter und der Russe A. Leone Wolynski. Auf den Arm seines Freundes G. Morelli, des Senators und berühmten Kunsthistorikers, gestützt, durchwanderte der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, der todkranke Friedrich Wilhelm, die Säle der Brera, um jene lichte Welt der frühlombardischen Kunst in seine Seele aufzunehmen, bevor sich seine Augen für immer schlossen. Eine ganze Kommission von Gelehrten hat inzwischen die Sammlung des Nachlasses, sein Studium und die Sichtung des Echten von Nachahmungen der Schüler oder Fälschungen, in die Hand genommen, um so das literarische und künstlerische Wesen dieses Universalgenies aus der Renaissancezeit in seiner eine ganze Welt umspannenden Wesenheit zur Darstellung zu bringen. Leonardo da Vinci war nämlich nicht nur wie der große Michelangelo Buonarotti ein ausgezeichneter Bildhauer, Maler und Architekt, sondern auch noch ein grundgelehrter Physiker, Ingenieur, Wasserbautechniker, Festungsbaumeister, Keramiker, Mathematiker und Naturphilosoph.

Die treibende Kraft in genannter Studienkommission ist der Erneurer des Schlosses der Sforza zu Mailand, der Architekt und Kunstgelehrte Luca Beltrami, der seit Jahrzehnten als Sammler und Forscher den Spuren des Meisters Leonardo in der Lombardei nachgeht und neuerdings in einer Weinschenke von Vaprio eine echte Handzeichnung des genialen Florentiners entdeckt hat. Beltrami richtete darum seine Schritte gerade ins Gebiet des wilden Flüßchens Adda, weil Leonardo dasselbe schiffbar machen wollte. Dabei entdeckte nun Beltrami in einer Schenke unweit der Villa Melzi, wo der Schüler Francesco Melzi lange Zeit die Zeichnungen und Handschriften seines Lehrers aufbewahrt hatte, einen alten Band mit eingeklebten Stichen und Bildern, den der Herbergswirt zum Kaufe anbot. Diese Bildersammlung, aus den seltsamsten, kunterbuntesten und ordinärsten Holgen, Zeichnungen und Lithographien bestehend, erschien wertlos, bis Beltrami beim Durchblättern plötzlich eine Bleistiftzeichnung entdeckte, die dem Kenner augenblicklich die geniale Hand eines erstklassigen Künstlers verriet. Die Zeichnung stellte eine leichte Holzbrücke dar, an beiden Ufern mit Seilen befestigt, während darunter die einzelnen Bestandteile der Brücke wie Pfähle, Querbalken, Verzahnungen, Bohlen getrennt aufgezeichnet sind; am Rand stehen die Maße und die Art der Verankerung und Versprießung verzeichnet. Die Schrift weist die zierlichen Buchstaben Leonardos auf, und obendrein mangelt nicht das sichere Kennzeichen für die Echtheit des Blattes technischer Art. Leonardo da Vinci zeichnete nämlich als Linkser die Schattengebung; so weisen auf allen Zeichnungen des Florentiner Meisters (in Mailand, Windsor Castle, Weimar, Turin u. a. a. O.) die schraffierten Schattenstriche die Richtung von links-oben nach rechts-unten auf. Das Blatt des Weinschenken von Vaprio gehört zu den Entwürfen für den Brückenbau, wie sie im Codex Atlantico der Ambrosianischen Bibliothek auf den Blättern 16 bis 23 enthalten sind. Diese Handzeichnung wird im vierten Bericht Raccolta Vinciana erstmals abgedrukt und veröffentlicht werden, der im kommenden August dem Internationalen Historikertag in Berlin überreicht werden soll. Dr. Franz Lipp.

Konstitution!

Es eifert im Gebete,
wer auf die Freiheit brennt,
daß ihn im Staat vertrete
ein würdiges Parlament.
Eh' der Geschichte Taten
man kühnlich unternimmt,
wird erst gewählt, beraten,
und schließlich abgestimmt.
Worauf des Westens Pfosten
so fest gezimmert sind,
man strebt, daß auch im Osten
es eine Stätte find'!
Der Russe hat erstritten
der Duma Freiheitshort.
Ward sie auch arg beschnitten, —
der Zar gab doch sein Wort.
In Persien hat's bestanden,
und ständ' wohl heut noch da,
sofern es nicht zu Schanden
geprügelt hätt' der Schah.
Hört ihr das Glöcklein schellen,
das festliche Geschrei
nun an den Dardanellen? —
Es jubelt die Türkei.
Ja, von der Hohen Pforte
tat sich ein Spältlein auf,
durch welches Freiheitsworte
entflohn im Siegeslauf.
Der Muselmann wird wählen
sein Parlament fortan,
dem eignen Hirn entquälen,
was ihn bedrücken kann.
Gesegnet sei der Sultan,
der so Gewaltiges tat!
Er schaut sein Volk mit Huld an, —
so lang' er's nötig hat.

Der Stahlwerksverband.

Als vor vier Jahren der Deutsche Stahlwerksverband gegründet wurde, las man in einigen liberalen Blättern, das neue Gebilde werde sich nicht lange halten können. Beim Kohlensyndikat war der Ton derselbe, und noch bis vor ganz kurzer Zeit wurde von derselben Presse jedem anderen Kartell ebenso rascher Untergang prophezeit. Inzwischen ist man einsichtiger geworden; jetzt würde sich einer lächerlich machen, wollte er die Ansicht aussprechen, jedes Kartell rufe durch seine Preispolitik Konkurrenz hervor und könne sich daher nur für kurze Dauer behaupten. Immer noch kann man freilich in angesehenen Blättern die törichte Behauptung lesen, nur der Schutzzoll schaffe die Möglichkeit zur Kartellbildung. Als ob nicht in England, wo vorläufig noch (wer weiß auf wie kurze Zeit nur) der Freihandel herrscht, Kartelle gleich den unsrigen gegründet wurden und trefflich gedeihen. Sicherlich begünstigt der Schutzzoll die Bildung der Kartelle; ebenso gewiß bildet er aber auch das am wenigsten fördernde Moment. Bei der Kohle, wo doch von einem Schutzzoll keine Rede ist, fördert der monopolartige Charakter des Rohstoffes in Verbindung mit der Lokalisation der Produzenten und der Fungibilität den festen Zusammenschluß, der in anderen Ländern ebenso deutlich hervortritt. Aber liegt nicht schon im Besitz der Produktionsmittel ein Monopol? Die alte Manchesterlehre, die gesetzlich garantierte Gewerbefreiheit schaffe jedem die Möglichkeit, zu produzieren oder Handel zu treiben, ist glücklich überwunden. Je mehr sich das Kapital akkumuliert, je weiter der Prozeß der Konzentration fortschreitet, desto schärfer tritt der monopolartige Charakter der Produktionsmittel hervor; im einzelnen natürlich immer in verschiedenen Abstufungen. Desto mehr muß auch der Kartellgedanke an Anhängern gewinnen. Der Stahlwerksverband ist eins der besten Beispiele hierfür. Was fügt nur die einzelnen Mitglieder so eng aneinander? Kein Schutzzoll, auch keine Lokalisation; allein der große Kapitalaufwand, der nötig ist, ein Stahlwerk zu errichten. Durch die Banken wird das Monopol wesentlich gefördert. Wer könnte heutzutage noch ein Kapital von 20 Millionen Mark ohne Bankenhilfe aufbringen? Die sind aber bei den bestehenden Werken beteiligt und hindern daher die Entstehung neuer Konkurrenz. So erklärt es sich auch, daß selbst innerhalb der deutschen Eisenindustrie die Möglichkeit der Kartellbildung außerordentlich verschieden ist. Im Stahlwerksverband sind nur die großen Werke vereint, die Roheisen zu Halbzeug und Halbzeug zu Fertigfabrikaten verarbeiten. Trotz aller Bemühungen ist es seit vier Jahren nicht möglich gewesen, auch den Verkauf der Fabrikate durch den Verband zu regeln. Nur Eisenbahnmaterial

macht eine Ausnahme; Stabeisen, Walzdraht, Bleche und alle anderen Eisensorten werden von den Werken direkt an ihre Abnehmer verkauft. Nur die Höhe der Produktion wird auch hierfür kontingentiert; eine sehr lockere Kartellform. Das Bestreben, eine gemeinsame Verkaufsorganisation zu schaffen, scheitert nicht etwa an dem Willen der Stahlverbändler; die großen, gemischten (d. h. Halbzeug und Fertigware herstellenden) Werke können mit der Menge der reinen Walzwerke, die das Halbzeug kaufen müssen, keine Harmonie finden. Die sind mit geringerem Kapital errichtet und fühlen sich teilweise auch ohne Verbandszwang recht wohl. Die Verschiedenheit der Rentabilität, die von geographischer Lage, persönlicher Tüchtigkeit und finanzieller Fundierung beim kleineren Betrieb weit mehr als beim Großbetrieb abhängig ist, verhindert ein einmütiges Zusammengehen. Daraus ergeben sich die andauernden Kämpfe zwischen den „gemischten" und den „reinen" Walzwerken, zwischen dem Stahlwerksverband und seinen Abnehmern. Der eben erschienene Geschäftsbericht des Verbandes gibt interessanten Aufschluß, wie sehr die Kluft sich im ersten Jahre der Krisis erweitert hat; und beweist uns von neuem, wie wenig selbst die Führer der deutschen Industrie mit einigem theoretischen Verständnis und Objektivität die Dinge zu betrachten verstehen, die ihnen doch so nahe liegen.

Unter den zwölf „äußeren, untrüglichen Merkmalen für das Herannahen der Krisen" hat schon Max Wirth in seiner Geschichte der Handelskrisen den Preisrückgang oder die Stabilität des Preises der Fertigfabrikate angeführt, während die Rohstoffe noch im Steigen begriffen sind. Die Direktoren des Stahlwerksverbandes wissen von diesem einfachen Lehrsatz nichts und suchen für den Preisrückgang der Ganzfabrikate die reinen Walzwerke verantwortlich zu machen. Die haben, so behaupten die Herren des Stahlwerksverbandes im Geschäftsbericht, jede ihnen gewährte Preisermäßigung für Halbzeug zum Preisdruck ihrer fertigen Ware auf dem Weltmarkte benutzt. Wenn man annehmen will, daß die Verfasser des Geschäftsberichtes selbst an die Richtigkeit dieser Worte glauben, muß man über diese Naivität den Kopf schütteln. In Amerika tobte der Krach, der Stahltrust schloß die Hälfte seiner Betriebe. und in allen Ländern mit Ausnahme von Deutschland wurden die Preise sämtlicher Eisensorten ermäßigt. Da sollten die deutschen Walzwerke in der Lage gewesen sein, zu den geschraubten Preisen der Hochkonjunktur ihre Ware abzusetzen? Die reinen Walzwerke behaupten, daß sie es nicht einmal gewesen sind, die mit der Herabsetzung der Auslandspreise begonnen haben; gerade die gemischten Werke, denen das Halbzeug, weil sie es selbst herstellen, nicht so teuer zu stehen kommt, hätten die schwächeren Konkurrenten unterboten, und sie darum erst gezwungen (um ihre Produkte überhaupt noch absetzen zu können), die Preise herabzusetzen. Ich weiß nicht, ob diese Behauptung zutrifft, aber ich halte das auch für völlig gleichgültig. Kinder mögen darüber streiten, wer zuerst „angefangen" hat, ernste Leute sollten wissen, daß kein Fabrikant zu eigenem Schaden seine Waren verschleudert. Daß der deutsche Stahlwerksverband Aerger über die reinen Walzwerke empfindet, ist, wie oben gezeigt, nur allzu verständlich; schließlich auch, daß er keine Mittel scheut, in der rigorosesten Weise gegen die Konkurrenz vorzugehen. Nur sollte man die Tatsachen nicht gar zu sehr auf den Kopf stellen. Bei der Lektüre des Geschäftsberichts empfindet man's deutlich, wie schwer es den Verband kränkt, gerade im letzten Jahre sein Ziel nicht erreicht zu haben. Da die reinen Walzwerke in den Jahren günstigen Geschäftsganges nicht zur Kartellierung zu bewegen waren, glaubte man wenigstens den Konjunkturrückgang dazu benutzen zu können, ihnen die Selbständigkeit zu erschweren. Der Verband sagt sich sehr konsequent, daß die Vereinigung der Halbstoffe und schweren Fabrikate (Eisenbahnmaterial) ihm nicht die sichere Gewähr biete, in günstigen Zeiten die Preise heraufschrauben zu können, wenn nicht auch die feineren Produkte (Stabeisen, Bleche usw.) syndiziert sind. Da ihm auch bekannt ist, daß nur äußerste Not die reinen Walzwerke zur Kartellbrüderschaft zwingen kann, ging seine Politik, die, seit Jahren eingefädelt, jetzt erst angewendet wird, darauf hinaus, die Differenzen zwischen den Preisen der Rohstoffe und Fertigfabrikate künstlich so zu vergrößern, daß auch die bestrentierenden reinen Walzwerke nicht mehr bestehen können. Diese Bestrebungen traten zuerst in der Oeffentlichkeit besonders deutlich zutage, als (am 1. April 1907) der alte Stahlwerksverband seine jetzige Gestalt erhielt. Ist's Zufall, daß die Gesamtbeteiligung des Halbzeugs und der schweren Eisensorten (Produkte A) von 6,327 Millionen Tonnen auf 6,054 Millionen Tonnen herabgesetzt, diejenigen in leichten Fertigwaren (Produkten B) von 4,852 auf 5,817 Millionen Tonnen erhöht ward? Die Rheinisch-Westfälische Zeitung schrieb damals, die Verschiebung der Ziffern sei der Erwägung entsprungen, daß die Herstellung der Produkte lohnender sei. So wollte man es in der Oeffentlichkeit dargestellt wissen, aber in Wirklichkeit hatten Thyssens Jünger keine andere Absicht als die, durch Vermehrung der Fertigwaren-Produktion deren Preisniveau zu drücken und gleichzeitig die Preise des Halbzeugs durch Verringerung des Produktionsquantums stabil zu halten. So sollten die reinen Walzwerke in den Zeiten der Krisis konkurrenzunfähig oder zum Zusammenschluß gezwungen werden. Und da wagt man

noch zu behaupten, daß die reinen Walzwerke die Waren verschleudern.

Bis zum heutigen Tage wird diese Politik, obgleich sie inzwischen noch deutlicher sichtbar geworden ist, von den Kritikern des Verbandes mißverstanden. Fast immer wird behauptet, daß der Stahlwerksverband um kleinlichen Nutzens willen die Halbzeugpreise aufrecht erhält, und angesehene Zeitungen haben Herrn Thyssen sogar die weise Lehre gegeben, doch mit den Preisen herabzugehen, damit sich hierdurch der Konsum erhöhe. Solche Klugheit kann man wahrlich den geschulten Praktikern zutrauen. Ihnen lag nichts an einer Vermehrung des Absatzes, auch nicht an höherem Gewinn, sondern sie wollten für die Zukunft sorgen, indem sie die reinen Werke zur Bildung von Verkaufsverbänden zu zwingen versuchten; natürlich nur wiederum zu dem Zweck, in besseren Zeiten die Preise um so mehr erhöhen zu können.

Der Plan mißlang: nicht, weil er falsch kombiniert worden war, sondern weil Deutschland diesmal vor einer schweren Krisis bewahrt geblieben ist. Trotz des jähen Preissturzes der Fertigfabrikate und der geringen Preisermäßigung der Rohstoffe ist nämlich nicht ein einziges reines Walzwerk zusammengebrochen; nicht einmal von Sanierungen hat man bis jetzt etwas gehört. Eine Anzahl unter ihnen wird, das läßt sich schon jetzt übersehen, für das letzte und wahrscheinlich auch für das laufende Jahr Dividenden nicht verteilen können. Das mag hungrige Aktionäre betrüben, aber auf den Gang des deutschen Wirtschaftlebens übt es nur geringen Einfluß aus. So sehen wir auch, wie unsinnig die ewige Klage von der großen Not der reinen Walzwerke ist, die nach den Zeitungsmeldungen sämtlich schon längst vom Erdboden verschwunden sein müßten. (Sie bestehen noch sämtlich, obgleich im Jahre 1900 dasselbe Klagelied erhoben ward.) Und wir sehen auch, daß diese angebliche Not der reinen Walzwerke es nicht einmal soweit gebracht hat, die Kartelle zustande zu bringen, obgleich man schon seit über einem Jahre aus den Verhandlungen nicht herauskommt.

Man sollte doch endlich aufhören, den Stahlwerksverband an dem Punkte anzugreifen, wo er am wenigsten verletzlich ist. Ich halte für richtig, ihn zu bekämpfen, aber von einem ganz andern Standpunkt aus, wie es in der Handelspresse gewöhnlich zu geschehen pflegt. Sich immer nur zu beklagen, daß die Halbzeugpreise jetzt nicht herabgesetzt werden, wirkt komisch von Leuten zu hören, die bei anderen Gelegenheiten mit Recht anerkennen, daß gerade die starken Preisschwankungen der Rohstoffe (besonders als Folge spekulativer Manöver) die Krisen verschärfen. Würden unsere Kartelle wirklich in der Lage sein, auch in mageren Jahren eine Stabilität der Preise herbeizuführen, so dürfte man sie nur loben, nicht tadeln. Daß dies nicht der Fall ist, zeigt uns Amerika, wo trotz der stärkeren Organisation des Trusts die Preise (auch der Rohstoffe) sehr erheblich gesunken sind. Die viel größere Gefahr des Stahlwerksverbandes liegt darin, daß er sein Monopol erweitern, auf die gesamte Eisenindustrie ausdehnen will. Das zu bekämpfen, ist Pflicht eines jeden, der verhindern möchte, daß die deutsche Industrie dem Wunsche einer Handvoll Millionäre unterjocht wird.

* * *

Ueber den Solinger Bankkrach, den ich vor 8 Tagen hier eingehend besprochen habe, werden in den Handelszeitungen recht merkwürdige Einzelheiten erzählt. Namentlich das Berliner Tageblatt läßt sich von seinem Solinger Korrespondenten eine Information übermitteln, die sehr eigenartig klingt und, wenn sie zutreffen sollte, geeignet ist, die Tätigkeit der Reichsbankfilialen in ein nicht gerade günstiges Licht zu rücken. Schon von Anfang an hieß es, die Solinger Bank habe sich von zahlungsunfähigen Kunden Akzepte geben lassen, um ihre Unterbilanz zu verdecken. Das war nur so zu verstehen, daß diese Akzepte (bei denen die Bank als Aussteller fungierte) ins Portefeuille genommen und in die Bilanz als vollwertiger Wechselbestand aufgenommen wurden. Nun schreibt aber der Korrespondent des Tageblattes, daß diese Wechsel an andere Banken, insbesondere an die Reichsbank, zum Diskont gegeben wurden. Hieraus würde also zunächst hervorgehen, daß die Banken Wechsel diskontiert haben, die den Charakter des Finanzwechsels an der Stirn tragen. Daß der Solinger Fabrikant nicht von der Bank Waren bezieht, sondern von ihr nur Kredit genommen haben kann, mußte sich jeder Diskonteur sagen; ferner mußte es aber auffallen, daß der Wechselbetrag am Fälligkeitstage nicht einging, oder wenn er bezahlt wurde, das Akzept erneuert wurde. Der neue Reichsbankpräsident, Herr Havenstein, wird schleunig für Abhilfe sorgen müssen; ein Institut, das, wie die Reichsbank, durch das Recht der Notenausgabe schwere Verantwortung trägt, darf solche Finanzwechsel nicht diskontieren. Schon oft ist bemängelt worden, daß die Filialleiter der Reichsbank Provisionen vom Geschäftsgewinn beziehen, also daran interessiert sind, möglichst viel Geschäfte zu machen. Noch halte ich es, wie gesagt, für möglich, daß ein Irrtum des Korrespondenten vorliegt; die Reichsbank sollte jedenfalls nicht versäumen, eine Erklärung abzugeben. Treffen die Behauptungen zu, so wäre eine Mißwirtschaft aufgedeckt worden, wie man sie bei der Reichsbank nicht erwarten sollte. Das neue Reichsbankgesetz gibt willkommene Gelegenheit, für gesetzliche Bestimmungen zu sorgen, die eine

Diskontierung von Finanzwechseln ausschließen; die Reichsbank ist nicht dazu da, ein ungesundes Pumpsystem zu fördern. Schon vorher aber dürften die Abgeordneten des Reichstags nicht zögern, bei der Beratung des Etats diese Dinge zur Sprache zu bringen. Sehr kurios klingt auch, was die Kölnische Zeitung über die Solinger Affäre schreibt. Das Blatt beklagt sich, daß die Banken den Solinger Fabrikanten jetzt nur sehr vorsichtig Kredit gewähren; infolgedessen krisele es weiter, „weil die Fabrikanten, die kein Vermögen haben und keinen Bankkredit bekommen, gezwungen sind, aus Mangel an Betriebskapital ihre Betriebe zu schließen". Wie ein Blatt vom Range der Kölnischen Zeitung solche Ansichten drucken kann, ist nicht begreiflich. Im Petersprozeß wurde die Kölnerin vom Gericht als „notorisch zahlungsfähiges Blatt" bezeichnet. Vielleicht veranlassen nun die Handelsredakteure ihren Verlag, jetzt an Stelle der Banken Kredite an Leute zu geben, die kein Vermögen besitzen.

* * *

Zwischen der Zulassungsstelle der hiesigen Börse und der Berliner Handelskammer (die bei Beschwerden gegen die Ablehnung von Emissionsprospekten als Berufungsinstanz zu fungieren hat) herrscht eine grundsätzlich verschiedene Auffassung über die Auslegung des § 36 des Börsengesetzes. Dieser Paragraph spricht von den Aufgaben und Pflichten der Zulassungsstelle, also auch von den Gründen, die für die Ablehnung eines Prospektes zur Einführung von Wertpapieren entscheidend sind. Drei Ablehnungsgründe sind in den Absätzen b und c niedergelegt; Unvollständigkeit der Prospektangaben, Schädigung „erheblicher allgemeiner Interessen" oder „offenbare Uebervorteilung des Publikums". Die Zulassungsstelle hat sich nun auf den Standpunkt gestellt, daß hiermit die Gründe nicht erschöpft sind, die zu einer Ablehnung der Emission führen können. Sie stellt sich (natürlich) auf den Standpunkt des Staatskommissars, des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrats Hemptenmacher, der in seinem Kommentar zum Börsengesetz es als Recht und Pflicht der Zulassungsstellen bezeichnet, abgesehen von den im § 36 bezeichneten Punkten, auch dafür zu sorgen, daß das inländische Kapital nach Möglichkeit vor Verlusten bewahrt bleibe. Ein gewiß erstrebenswertes Ziel; fraglich ist nur, ob der Gesetzgeber die Befugnis der Zulassungsstelle soweit ausdehnen wollte. Herr Oskar Meyer, der bei der Handelskammer als Syndikus fungiert, bestreitet, daß diese Absicht beim Erlaß des Börsengesetzes vorhanden war, und stellt in der Augustnummer des Bankarchivs einige beachtenswerte Beweise zusammen.

Man muß nur fragen, warum die beteiligten Herren solange geschwiegen haben, als die Novelle zum Börsengesetz nicht unter Dach und Fach gebracht war. Da hätte sich Gelegenheit gegeben, eine Klarstellung im Gesetzestext herbeizuführen.

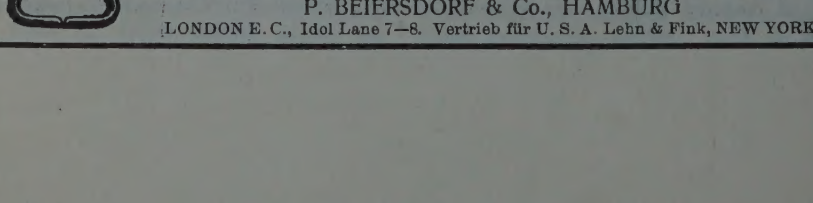
Daß man nicht redete, beweist die Richtigkeit dessen, was ich schon früher über das Zustandekommen des neuen Börsengesetzes sagte: Die Freisinnshelden der Börse wollten nur diejenigen Bestimmungen geändert wissen, die ihre Geschäfte gestört haben; d. h. die Abschnitte über den Terminhandel und Differenzeinwand. Alles andere war ihnen Hekuba, obgleich vieles zu klären, manches zu ergänzen war. Und die Regierung schwieg, nur damit der Frieden des Blocks nicht gestört werde. Bruno Buchwald.

Notiz. Herr Doktor Landsberger ist zur Zeit mit verlegerischen Plänen in einer Weise beschäftigt, die es ihm wünschenswert macht, bis zu deren Erledigung die Schriftleitung des „Morgen" in die Hände der Redaktion zu legen.

Der Verlag. Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf, des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 4. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00



seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG
LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK